

Sicherungsverfilmung

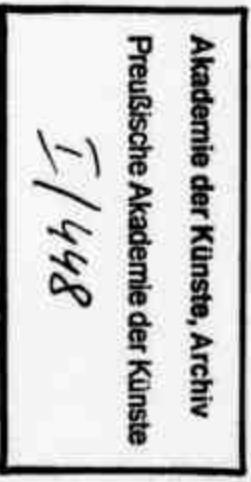
Landesarchiv Berlin

Preußische Akademie der Künste

Band:

I / 448

- Anfang -



Akademie der Künste, Archiv
Preußische Akademie der Künste

I/448

PrAdK

I/448



Emil Strauß

70 Jahre alt

Zum 70. Geburtstag am 31. Januar 1936
ausgezeichnet mit der

Goethemedaille

und dem
zum ersten Mal verliehenen

Erwin von Steinbach-Preis

Verlag Albert Langen - Georg Müller
München

Unter mancherlei Sternen kann der Mensch sein Leben beginnen, unter mancherlei Gesetzen leben — nicht leicht aber, scheint uns, mag einer ein deutlicheres Leitwort finden, sein Leben darnach zu richten, als Emil Strauß es tat, als er in seinem Drama „Vaterland“ den Helden, auch für sich und sein Schaffen, sagen ließ: „Du kannst die Welt nur vollenden, indem Du Dich vollendest“.

Die Einheit des städtischen Handelns und des künstlerischen Schaffens, die sich in diesem Wort ausdrückt, diese Einheit ist es, die Leben und Werk des alemannischen Dichters Emil Strauß wahrhaft zu einem Geschenk für unser Volk macht. Denn es offenbart sich in einem solchen Leben gerade das, was wir bei der Frage nach dem eigentlichen deutschen Wesen suchen. Und gibt nicht ein solches Lebenswerk in den Gestalten seiner schöpferischen Erfindung die Vorbilder und Wunschkörper, an denen wir unser Leben ausrichten? So daß sich im Nebmen und Geben die schöpferische Einheit des Volkes und seiner großen Genien vollendet zu dem, was wir ehrfurchts- und sehnshübsch voll die deutsche Gestalt nennen?

Es ist gerade bei Emil Strauß, dem bei allem inneren Zwang zur strengen künstlerischen Form ein besonderer Sinn für die Wirklichkeit des Lebens, unseres vollen Lebens eigen ist, nicht unwichtig, auch von seinem äußeren Leben zu berichten. Und will es kein Zufall erscheinen, daß seine Lebenszeit vor der Gründung des Bismarck'schen Reiches beginnt und nun auch in das Reich der neuen Vollwerdung der Deutschen hineintritt. Denn er trägt mit der Dauer dieses Lebens wie im Sinnbild das Ende einer großen Vergangenheit über die Zeit der Verflachung des geistigen und seelischen Lebens hinein in den neuen Morgen des deutschen Ausbruchs. Uns dünkt, er habe in seinem Werke bewahrt und durch Gestaltung neu gestärkt, was wir als das Ewige unseres Wesens in der Vergänglichkeit der Zeitschönungen und Kunstrichtungen ansehen. Die großen Themen seiner Werke: Die Bewahrung des Menschen vor seinem Schicksal, das Durchdringen zum Eigentlichen, zum Wesentlichen, das erste und unerschütterliche Beharren auf dem, was einer als seine Aufgabe, seinen Weg erkannt hat, — sie empfinden wir als eigentlich deutsch, nicht minder als seine fernbaste, seine gewachsene, nie die Heimat verleugnende Sprache und die innere Musikalität seines Werkes, die — wie Josef Hofmiller ausgeführt hat — nicht nur Wortwahl und Satzbau, sondern den Gesamtbau seiner einzelnen Bücher bestimmt.

Am 31. Januar 1866 wurde Emil Strauß im badischen Pforzheim geboren, aber die väterliche Abnenteihe führt über den Großvater, den Karlsruher Hofkapellmeister Josef Strauß, aus dem alemannischen Raum hinweg ins Österreichische und wieder zu einem Musiker zurück, während die mütterliche Familie zwei Jahrhunderte hindurch in evangelischen Pfarrhäusern zu finden ist. Aus dem alemannischen Sprachraum allein ist das Wesen der Strauß'schen Kunst denn auch nicht zu erklären, hinzu kommt gewiß in gleicher Stärke das musikalische Erbe, ja das musizantische Blut der väterlichen und der protestantischen Lebenserstark der mütterlichen Ahnen. Als erste bestimmende Erfahrungen seines Lebens nennt der Dichter die Musik im Elternhaus, den Siebziger Krieg und das Sichverlaufen in Wald und Feld — mit anderen Worten: die Kunst, die Nation und die Heimat als Natur. Dass die Schule und das vielseitige Studium ihn in seinem Eigenen nicht fördern konnten, bezeugen viele seiner Ausführungen, vom „Freund Hein“ bis hin zu seinem großen Werk, dem „Riesenstückzeug“, zu dem die Lebensantriebe bereits in den neunziger Jahren liegen, in den Zeiten, da er mit Emil Gött befreundet war und sie sich in landwirtschaftlicher Arbeit versuchten. Das Ungenügen an solchen Versuchen wie an der mangelnden Wirklichkeit eines „geistigen“ Berufes mag es mit gewesen sein, was

ihn als „Auswanderer“ nach Brasilien trieb — und nach der Heimkehr wieder an ein Leben schwerer Arbeit. Aus den brasilianischen Erlebnissen erwuchsen die ersten Novellen, die „Menschenwege“, dann auch der „Engelwirt“. Das äußere Leben geht nun — von mancherlei durch Klimaempfindlichkeit und Krankheit bedingten Ortswechseln und Arbeitspausen abgesehen — rubig dahin. Vom literarischen Betrieb hielt sich dieser echte Dichter so gut fern, daß manche ihn schon vergessen hatten, als er sein Volk mit dem „Riesenstückzeug“ überraschte, seinem umfangreichsten Werk.

Denn schmal an Umfang wie sein Gesamtwerk sind auch die einzelnen Bücher: vier Romane, zwei größere Erzählungen, drei Bände Novellen und drei Dramen. Aber welche innere Fülle, welche gebündigte Kraft und Stärke steht in diesem Werk des Siebzigjährigen! Und auch welch äußerer Bereich von der geliebten Heimatstadt Pforz-



Der Viertundzwanzigjährige

heim, dem Raum seines historischen Romans „Der Nachte Mann“, über die Residenzstadt Karlsruhe, den Schauspielplatz der erschütternden Lebensgeschichte „Freund Hein“, über das Rheintal und die Schwarzwaldhöhen, die alemannischen kleinen Städte bis hin nach Brasilien, dem Schicksalsraum der „Menschenwege“, des „Engelwirts“ und nach Korsika, dem Vaterland seines gleichnamigen Dramas!

Doch immer wieder, wenn man's genau bedenkt, ist es Deutschland, das heimliche Deutschland, um das es geht, sind es deutsche Menschen, von deren Schicksalen er spricht, deren Wesen er deutet, so dem Leser deutet, daß ihm daraus mit einem Male das ewige Antlitz des deutschen Menschen entgegenblickt, sein unerschöpbarer Charakter!

Das ist eigentlich das ewige Thema aller Strauß'schen Werke, wie ein Charakter sich bewährt hier in dieser Welt, wie ein Mensch zu sich selbst kommt, zu dem was er sein soll, wie einer lieber alles Schicksal und den Tod auf sich nimmt, ehe er von seinem Weg sich abziehen läßt. Mag das fast humoristisch an dem bubenhaften Trost des Engelwirts gezeigt werden, tief ergreifend am Schicksal des musikbesessenen Heinrich in „Freund Hein“, stark und bestimmt in dem Liebesroman „Kreuzungen“ oder mit leichten Ernst in der eigenartlichen, das eigene Wesen grübelnd im Geschick der Ahnen deutenden Erzählung „Der Spiegel“ oder gar sich öffnend zur großen Erfassung unseres völkischen Weges im „Riesenstückzeug“ — es ist immer der gleiche suchende, den Dingen und Menschen auf den Grund gebende Ernst und die gleiche Verantwortlichkeit des Schaffenden, die niemals ausweicht vor dem Zwang, zur legitimen künstlerischen Gestalt zu kommen.

Und das Große, Ergriffende und Zwingende an diesem Lebenwerk ist, wie sich darin alles zum großen Einklang bindet, wie der Einzelne, dem das Ernst-Nehmen des eigenen Schicksals allein Leben bedeutet, der „nur auf dem Umweg durch Andere zu sich selbst kommt“, doch nie die große Gesamtheit, die Gemeinschaft des Volkes aus dem Auge verliert, und wie ihm der Weg der Bewahrung zugleich der Weg zu Gott ist.

Wenn man vom Werk auf den Schöpfer und sein Leben schließen darf, so trug sein Wesen gewiß mancherlei Gefahren in sich, — der „Freund Hein“ bezeugt es wir-

* „Der Spiegel“ – die Gefahr des Sichbingebens an den Rausch der Musik, des Sichverlierens an den Drang zur unbedingten Hingabe an den Glauben: wie aber dieser Mann sich zwang zu seinem Werk, zur Bewährung in dieser Welt und dieser Zeit – und wie wir aus seinen Büchern lernen können, den eigenen Weg zu finden, stand zu halten gegen alle Versuchung, zu bestehen hier und jetzt –, das macht den Dichter und sein Werk zu mehr als nur zu einer Angelegenheit des „Schrifttums“: Dieser Dichter und sein Werk sind wirkende Mächte in unserem Leben, stützende Mächte in unserem Volke geworden, – möchten sie es auch für unsere Jugend immer mehr werden! – weil in Leben und Werk das Bild des Menschen zum Vorbild gestaltet ist, an dem es sich auszurichten gilt, vor dem es nur mehr Bewährung oder Versagen gibt. Könnte man Größeres vom Werk eines Dichters sagen?



Neu

„Der wesentlichste Roman, der neben Grimms »Volk ohne Raum« seit langem erschienen ist.“ Badische Presse

Der Nacte Mann

Ein historischer Roman, 30. Auflage
Volksausgabe
In Leinen gebunden 3.60 M.

„Der Roman, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts in der Markgrafschaft Baden, vornehmlich in der Stadt Pforzheim, spielt, schüsst seinen eigentümlichen Titel aus einer Volkslage, nach welcher die Erscheinung des gespenstischen „Nackten Mannes“ Krieg bedeutet.“

Der Widerstand der lutherischen Bürger gegen die kalvinistischen Absichten des Markgrafen von Baden-Durlach gibt der reichen, von Lichtern eines überlegenen Humors durchspielten Handlung den Antrieb. Worauf es aber Emil Strauß im Grunde ankommt, bekennt er aus dem Munde des Hauptmanns Gößlin, des eignlichen Helden der Dichtung, der um der angestammten Heimat willen dem Markgrafen die tausendmal erprobte Freundschaft bricht. „Das Wichtigste ist wirklich nicht Luther oder Calvin oder der Papst in Rom hinten und ihr Hader: Das Wichtigste bist du, bin ich, ist der Pforzheimer, sedet einzelne, der eben nur an diesem höchst irdischen Stank und Streit sein eigenes, unberührbares, unverwüstliches Wesen erkennen und offenbaren kann. Für diesen Moment leben wir. Er ist die Vollendung, die Wiedergeburt, das Weltgericht, die Auferstehung, die Vergottung – wie man es nur immer genannt hat.“ Zu zeigen, wie sich nur aus solcher Selbsterkennnis und Selbstgestaltung des einzelnen die wahre, lebenkästige, alle Widerstände besiegende Volksgemeinschaft bilden kann, ist der Sinn dieses geschichtlichen Romans....“

Neue Literatur

„Der Nacte Mann“ müsste, wenn das deutsche Volk den Dichter Emil Strauß schon entdeckt hätte, längst unter die großen geschichtlichen Dichtungen eingereiht sein, die der Knabe mit derselben Freude liest wie der Mann; er gehört zum „Lichtenstein“, zum „Ellebard“, zum „Kampf um Rom“, zu den „Zürcher Novellen“, zum „Schwarzen Galateo“, zum „Jürg Jenatsch“.

Kris Endres

„Der Nacte Mann“ ist einer der schönsten deutschen historischen Romane.“

Völkischer Beobachter

Der neue große Roman

Das Riesenspielzeug

Roman, 992 Seiten, 10. Auflage. In Leinen gebunden 10.50 M.

„Zunächst einmal ist die Geschichte, die sich von einem Frühjahr zu einem Herbst entwickelt, von einem Neubeginn bis zur Reife, meisterhaft erzählt mit all der Kraft, die das Ergebnis auch einer langen Übung ist.“

Was aber aus der Geschichte zu uns spricht, ist die Gesundheit, die zwischen Überzüchtung und Verlotterung noch immer da ist und die Zukunft trägt. Vergessen wir nicht: Das ist die Jugend, die in den Weltkrieg zog. Menschen wie Haug sind es, die dann in Flandern zum Sturm gingen. Aus dieser Jugend entstand die „Frontgeneration“. Diesen Zusammenhang der Generationen lehrt uns das Buch. Es ist eine wunderschöne Gabe des „alten“ Baubeters Emil Strauß.“

Wilhelm Stoezl im „Deutschen Volksbuch“

„Es wäre nun unendlich viel über die Menschen dieses Buches zu sagen, vor allem über die Frauengestalten. Da ist die sinnige, kluge, im besten Sinne gebildete und doch schon gesäßlich überfeinerte Generalstochter Wiltrud, da ist die prachtvoll frische, ganz in sich ruhende, seelisch kezengerade gewachsene Berta, ist die hysterische Mary, der Haug seinen ersten Sündenfall und sogar ein Duell verdankt, und die wankelmütige, im Kern ihres guten Herzens aber strahlend mütterliche Frau Hafentab. Das Wesen dieser Frauen, ihre Schönheit, ihre Liebe, ihre Läunen wirken unablässig, bald beglückend, bald beunruhigend und Konflikte schaffend, in die männliche Welt der Arbeit und des geistigen Kampfes hinein. Denn die Männer wiederum bestehen nicht nur das Land und errichten das Obst, sie quälen sich außerdem herzhaft mit den Problemen ihrer Zeit, mit all den politischen, sozialen, religiösen, moralischen und künstlerischen Fragen, die immer wieder wache Geister bedrängen.“ Hannover: Unzeiger

„Diese tausend Seiten sind die Gewähr für viele stillen und köstlichen Abende, wo wir uns von einer wohlhafte Dichters Hand durch eine Welt führen lassen, die uns von Mal zu Mal inniger ans Herz wächst.“ Danziger Neueste Nachrichten

Freund Hein

Eine Lebensgeschichte. Roman, 36. Auflage. In Leinen 5.50 M.

„Es ist fast ohne Vergleich im Schrifttum unserer Zeit, wie die versteckende Zartheit und die Güte eines wahren Dichters in dieser wundervollen Kindheitsgeschichte dem tragisch-frühen Tod eines musikbegnadeten Knaben seinen Stachel zu nehmen und den verwundeten Herzen Trost und Ruhe zu spenden vermag.“

„Mit der Erzählung von den Kinderjahren dieses Knaben bietet Strauß eine innere Kindheitsbiographie des musikalischen Genies Schlechthin, die von absoluter Gültigkeit ist.“

Neue Literatur

„... Mich hat selten ein Roman so im Innersten gepackt und aufgerüttelt wie dieses schöne Buch, das insbesondere die Eltern lesen sollten, wenn an sie die schwere Verantwortung herantritt, ihre Kinder so zu erziehen, daß diese nicht nur zu Ruh und Frommen des Volkes, dem sie entstammen, dergestalt wirken und leben, sondern dabei auch zu ihrer eigenen Freude.“

Völkischer Beobachter

Kreuzungen

Roman. 62. Auflage. In Leinen 5 M.

Die drei Menschen, deren ineinanderzweigende Schicksalsbahnen die Handlung des Liebesthrans «Kreuzungen» bedingen, finden aus Gesülderverwirrungen zur klaren Erkenntnis ihrer Wesenheiten und damit zur Lösung ihrer sittlichen Aufgaben. Es geht kein Mittlang durch dieses schöne, stille, einfältig flache Buch. Die ruhige Sicherheit, mit der sie angeschaud sind, rückt die Gestalten des Romans gleichsam in ein feines goldenes Licht; sie werden uns durchsichtig, und sind doch erstaunlich sinnfällig und greifbar.

Hamburger Fremdenblatt

In neuer wohlfeiler Ausgabe

Der Engelwirt

Eine Schwabengeschichte. 75. Auflage. In Leinen 3.60 M.

Am löstlichen Beispiel des schwäbischen Wirtes, der Heim und Frau verlassend, mit der Dienstmagd nach Brasilien zieht und dort durch Erfahrungen schlimmster Art – die Magd stirbt am gelben Fieber – von seiner Tochter geheilt wird, wandelt der Dichter das alte Spottwort ab: «Ein unversucht Kind ist vor den Leuten wie ein Kind». Die Seele dieser Erzählung, der Strauß den wärmenden Glanz seines tiefen Humors voll mitgeteilt hat, ist aber nicht der törichte Abenteurer selbst, sondern dessen Frau, die Engelwirtin: an der Gelassenheit, mit der sie den Streich des Mannes hinnimmt, an dem ruhigen, von beherrschter Wärme angeglühten Ernst, mit dem sie den reumütig Wiederkehrenden empfängt, und an der mütterlichen Güte, mit der sie sich des heimgebrachten Magdinkindes annimmt, zeigt Emil Strauß in unvergleichlicher Weise, was menschliche Größe ist.



Neue Literatur

Der Schleier

Geschichten. 20. Auflage. In Leinen gebunden 4.80 M.

Inhalt: Das Grab zu Heidelberg / Liebe / Baptiß / Der Schleier / Gartenkate / Gefund / Der Skorpion . Der beste deutsche Erzähler der Gegenwart. Wenn man den «Schleier» liest, kommt einem ein Lieblingsbild Goethes in den Sinn: Goldene Apfel in silbernen Schalen. Es sind Kostbarkeiten, wie man sie so rein in Stoff und Gebilde heute kaum noch anderwo findet. Und sie sind zeitlos. So kunstvoll und schlicht zugleich ist hier jede Einzelheit charakterisiert, aber auch so von Herzblut durchströmt, daß man es nicht über sich bringt, die Vorgänge der einzelnen Novellen herauszunehmen und »nachzuergänzen«. Man würde ein Kunstwerk zerbrechen, denn alles Geschehen ist hier völlig eingehämmert in das Filigran der Worte. Alles ganz knapp und in stiller Art erzählt. Nicht ein Wort zu viel oder an falscher Stelle.

Welttag und Klassiks Monatshefte

*

Soeben erschien in der «Kleinen Bücherei»

Die billige Einzelausgabe der berühmten Titelnovelle dieses Bandes:

Der Schleier

(Gebunden 80 Pg. Siehe letzte Seite des Prospektes)

Hans und Grete

Novellen. 10. Auflage. In Leinen 4.80 M.

„Denn die Liebe ist nicht weich, mitleidig, verzeihend, bingebend, nicht ein Feuerlein für den Herd, sie ist stolz, bezwingend, unterdrücklich wie die Schönheit, wie Gott selbst.“ Das ist die Weisheit aller vier Novellen des in neuer Ausgabe erschienenen, schönen Bandes «Hans und Grete».

Emil Strauß ist einer der wenigen Dichter, die über die bloßen Konflikte in die tragischen Gründe dieser Konflikte vordringen und das Gepräge des Lebens mit einer ruhigen inneren Kraft vortragen. Das macht die dauernde Kraft dieser Novellen aus. Sie sind völlig unsentimental im Gefühl und völlig unpoetisch im Schicksal. Sie sind wie das Leben selbst. Und gerade darin kommt die Formkraft des Dichters zum Ausdruck, daß man seine Hand nicht spürt, sondern aus seiner Hand ein vollendetes Lebensschicksal empfängt.“

Bettimer Dörferzeitung

Menschenwege

Erzählungen. 4. Auflage. In Leinen 3.50 M.

In diesem seinem ersten Buch hat der Dichter Eindrücke und Erlebnisse seines Aufenthaltes in Brasilien niedergelegt und gestaltet. Von ganz besonderer Bedeutung ist die Legende der drei Erzählungen «Prinz Widuwitt»: Ein deutsches Mädchen, ein «Rautendelein» des brasilianischen Urwaldes soll an einen farbigen Verkauf werden und wählt, im letzten Augenblick jedoch erwacht und entsteht, statt dessen die Flucht in den Urwald und den sicheren Tod. Von den beiden anderen Erzählungen gibt die eine, «Am Ruder», ein Bild aus dem Leben auf einem Auswandererschiff, während die andere, «Auswanderer» von einem deutschen Schulmann berichtet, den die Fremde zu kühner Tat führt und damit zur Selbstbefreiung aus philistinischer Enge.

Was Strauß schildert, hat er selbst geschaخت und selbst erlebt, aus jeder Einzelheit atmet der Hauch frischer Ursprünglichkeit, fruchtbewußter Eigenart.“

Welttag und Klassiks Monatshefte

Der Spiegel

Erzählung. 8. Auflage. Gebunden 2.80 M. (In neuer, hölzeriger Ausstattung noch nicht erschienen)

Die Geschichte eines Gottsuchers. Ein Künstler findet kein Genügen, allein durch seine Kraft und seine Gaben dem Unaussprechlichen zu dienen; als Mensch macht er diese Frage zu seinem Daseinsinhalt, will sein Leben selbst zum Gleichen ihrer Lösung haben. ... In Kampf und Wirken findet er den Frieden der göttlichen Verbesserung, sich selber treu bis zu seinem Ende, das eine Tat der Nächstenliebe frühzeitig herbeiführt. In diesem Werk voll finsterner Pseudologie und tieffstem religiösem Erleben gilt äußeres Geschehen nur, wo es mitbestimmend wird für die Handlungen dieser Künstlerseele, des reinen Spiegels, dessen kostbarer Schliff das göttliche Licht hundertfältig zerstreut. Die Sprache des großen Erzählers ist von selten ausgeglichener Schönheit.“

Völliger Gedanke

Die Dramen:

Vaterland

Drama. Neue Ausgabe in unserem Verlag. Gehetzt 2.70 M., gebunden 3.60 M.

In einer wundervoll gesetzten Szene, die ebenso voll leidlicher Zuthet wie voll leidenschaftlich sich steigernder Wucht einen zukräftigen Pathos ist, gestaltet Strauß das Schicksal Sampieros, des Anführers sensibler in fiktiver Reinform. Gestaltet hat, das erfreut uns heute deshalb so sehr, weil das allein eben nicht mehr nur die Verehrung einer längst vergangenen Zeit ist, sondern zugleich auch tieftes Erlebnis unseres eigenen Volkes.“ «Der Alemann», Freiburg

Don Pedro

Tragödie. Gebunden 1.50 M.

Ein hohes Lied von der leidenden Liebe. Ein Held, dessen ganzer Sein sich in diese eine Flamme schlägt; der seiner Liebe alles unterordnet, Ehre, Pflicht, Raum, der alles vernichtet, was ihr im Wege steht und het an ihrer Erfüllung flieht. – In seinem Pedro hat Strauss eine neue dichterische Gestalt geschaffen.

Hochzeit

Drama. Gebunden 1.50 M.

Mit feinstem Empfinden und stäfflem künstlerischen Bewußtsein hat Strauss ein Stück Menschenleben ehrlich und natürlich, frisch und unmittelbar geschildert. Mit der Kunst eines geistreichen Erzählers und eines feinen Dramatikers in eine Form gebracht, die die Allgemeingültigkeit der künstlerischen Gesetzmäßigkeit in sich schließt.

Drei Bändchen der „Kleinen Bücherei“

Lorenz Lammerdien

Eine angefangene Erzählung. Band 8. 15. Auflage. Gebunden 80 Pfg.

Aus einem schnurigen Einfall entstand dieses reizende läbdeutsche Idyll. Der bösische Schweizer Lammerdien kommt eines Tages auf den Gedanken, er sei gleichen Blutes mit dem Dichter Alphonse de Lamartine, der damals gerade der Februar-Revolution hohen Raum verdankt. Dieser Einfall soll nicht ohne Wirkung bleiben auf den Lebensgang des kleinen Sohnes Lorenz. Wie nun

der Vater mit seinem Sohne durch einen sonnigen Frühlingstag am Bach entlang und über Hügel und Felder wandert, um bei einem befreundeten geistlichen Herrn Rat zu suchen, das ist so einzig schön erzählt, daß man beglückt und doch mit leisem Bedauern bedauert, daß dieser Geschichtsweiterführung des Dichters verzichtet hat.

Der Laufen

Erzählung. Band 44. 10. Auflage. Gebunden 80 Pfg.

In mitternden Schönheit und strenger Spannung spricht diese Novelle von Freundschaft und junger Liebe und ihrem tragischen Ende. Sie ist groß durch die Unbedingtheit des Gefühls und

durch das Wunder ihrer Sprache, die mit gleicher Kraft der unheimlichen Schönheit einer wilden Natur und der seines Leidenschafts der Menschen Leben verleiht.

In neuer billiger Einzelausgabe:

Der Schleier

Novelle. Band 57. 30. Auflage. Gebunden 80 Pfg.

Diese Novelle zählt seit ihrem ersten Erscheinen unbestritten zu den schönsten und tiefsten Dichtungen der Gegenwart; auf knappstem Raum das Schicksal dreier Menschen, Leidenschaft und Schuld, Güte und Vergebung, Sinnbild für die bewegende Macht reinen, reinen Frauentums.

„Die ganze Vollendung seiner Künstlerhaft legt Strauss in dieser Novelle dar, die von der bezaubernden, tiefsinnenden Güte der Frau erzählt, die mit seinem Tal zu verbinden weiß, daß der heilige Traum einer Liebeszirrung des ehrlichen Kameraden ein dunkler Schatten über ihrer Beider Leben wird.“

Kattowitzer Zeitung

„So muß mit großer Freude begrüßt werden, daß diese Novelle jetzt zum erstenmal einzeln erschienen und für sehr wenig Geld zu erwerben ist.“

Danziger Vorposten

Fritz Endres: Emil Strauss

Kartoniert 2 M.

Das Leben und Werk des Endres die innere Entwicklung des Menschen und Künstlers Emil Strauss, der abseits vom literarischen Betrieb, durch alle Gefahren seiner künstlerischen Veranlagung und einer rüttelungslosen Zeit hindurch, seinen eigenen Weg suchte und fand, der „immer vollkommen, nun auch zeitgemäß geworden ist.“

Sämtliche Werke erschienen im

Verlag Albert Langen - Georg Müller München

und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Unser erstes Kapitel: Nährisches Leben

Unser zweites Kapitel: Potpourri der deutschen Landschaften

Unser drittes Kapitel: Vergnügliche Historie

Unser viertes Kapitel: Ausguck nach Süden

Unser fünftes (in der Hauptsache gestohlenes) Kapitel: Eine Viertelstunde Wig

Unser sechstes Kapitel: Allerlei Phantasterei

Siebtes Kapitel: Geselligkeit und guter Rat

Achtes und letztes Kapitel: Kleine Lebensweisheiten

4. Ein „sachliches“ Nachwort des Herausgebers, worin endlich festgestellt und -genagelt wird, was Humor eigentlich ist, was nicht.... Und jetzt wollen Sie



Paul Schauf



Nikolaus Schwarzkopf



Wilhelm Schussen

5. noch wissen, wer alles mit Namen und Beitrag in dem „Hausbuch“ Platz und Würde hat? Blättern Sie doch um!...

Aus dem Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, bestelle(n) ich (wir) durch die Buchhandlung:
in

Hausbuch neuen deutschen Humors. Herausgegeben von Dr. M. Rockenbach. In Leinwand gebunden 6.20 Mark.

Verzeichnis(se) guter unterhaltsamer Herderbücher (kostenlos)

Name:
Anschrift:

Datum:

Bitte schön, — die Mitarbeiter:

Paul Apel
Ludwig Friedrich Barthel
Rudolf G. Binding
Hans Blauschek
Hans Friedrich Blunck
Lis Böhle-Schmidt
Georg Britting
Otto Brües
Hermann Eris Busse
Hermann Claudius
Friedrich Deml
Peter Dörfler
Karl August Düppengießer
Josef Feiten
Hans Franck
Anton Gabele
Otto Gmelin
Friedrich Griese
Paula Grogger
Paul Gurk
Gustav Halm
Karl von Hasbach
Adolf von Hatfeld
Anselm Hauser
Emmy Hennings
Rudolf Huch
Laurenz Kiesgen
Johannes Kirschweng
Richard Kries
Wilhelm Kohl
Gottfried Kölwel
Hermann Konsbrück
Herbert Kranz
Heinrich E. Kromer
Karl Lerbs
Heinrich Lersch
Meinrad Lienert
Wilhelm Matthießen
Max Mell
Hans Müller-Schlösser
Hans Multerer
Will Erich Peukert
Herbert Hassenkamp (Philander)
Georg Rendl
Otto Rombach
Paul Schaaf
Wilhelm Schäfer
Will Schaeferdick
Friedrich Schnack
Wilhelm von Scholz
Wilhelm Schussen
Nikolaus Schwarzkopf
Theodor Seidenfaden
Augustin Senge
Heinz Steguweit
Ernst Stimmel
Regina Ullmann
Karl Wagenfeld
Heinrich Suso Waldeck
Josef Magnus Wehner
Leo Weismantel
Erich Wippermann
Heinrich Zerkauen
Konrad Zoller



Leo Weismantel



Wilhelm Schäfer



Max Mell



Hans Friedr. Blunck



Paula Grogger



Wilhelm von Scholz

*In dem HAUSBUCH
neuen deutschen
HUMORS...*

gibt es Beiträge nicht nur von diesen sechs, sondern von vierundsechzig heute schaffenden Dichtern und Schriftstellern; es sind nicht allein die „Prominenten“, auch die Abseitigen und die jungen Talente sind da, neben den hohen Tannen im deutschen Dichterwald auch die (noch!) im verborgenen blühenden Veilchen. Weil ja nicht ein Ausschnitt, vielmehr die Fülle deutschen Humors in der Gegenwart sich zeigen muß! Neben der weltüberlegenen feinen Menschenbetrachtung das vollsaftige, lautlachende Scherzwort, neben phantastischen Versen höchst realistische Prosa, neben dem versonnenen Lächeln des Nordens das dröhrende Lachen des Südens (zuweilen auch umgekehrt), neben dem heiter-spöttischen Westen der bitter-tiefsinnige Osten!



Heinz Stegwelt



Peter Dörfler



Friedrich Grisez

Das Lange und Kurze von der Sache — von dem Buch ist eben, daß es vom Lachen über das offenbar Drollige und Komische bis zum Lächeln über uns sehr ernsthafte und vom Gewicht unserer Bedeutung fast erdrückte Menschen reicht; ja und vom Lächeln gar noch bis zum Fröhlichsein, dem besten Teil des Humors, seinem Dauerzustand... Denn man kann einen Witz noch eben vergnügt „genossen“ haben und liegt doch im nächsten Augenblick mit der Nase schon wieder in der oder jener Misere. Aber manchmal, da tut einem eben ein Scherz wohl; ein andermal führt man sich lieber eine Anekdote oder heitere Kurzgeschichte zu Gemüt; und wenn man selbst fast ganz gut aufgelegt ist, dann soll dieses „fast“ mit der Hilfe des großen, des tiefen Humors auch weggeräumt werden, bis die echte Herzensfröhlichkeit erreicht ist...

Wie kam's zu solchem Buch, das eigentlich heut' — auch morgen und übermorgen! — jeder braucht? Martin Rockenbach, ein noch jugendlicher literarischer Rundfunkleiter, hat mit großer Überlegsamkeit und breiter Kenntnis der Könner im zeitgenössischen Musenhain die Sammlung besorgt, geordnet, bevor- und benachwortet: der Kölner Zeichner Johannes Greferath hat dazu eine große Zahl von Illustrationen geschaffen; und Herder in Freiburg hat das Ganze in Verlag genommen. 392 Seiten hat das Werk; es ist auch von stattlichem, dem rechten „Hausbuch-Format“; darum ist sein Preis von 6.20 Mark (in Leinwand gebunden) selbst dann bescheiden, wenn man gar nicht an die gute Verzinsung dieses Kapitals durch viele Stunden voll garantiert.



Emmy Hennings



Josef Magnus Wehner



Georg Breitting



Richard Stiuso



Johannes Kirschweg



Josef Falter

tier „goldenen Humors“ denkt, sei's allein oder beifallssicher vor-lesend.

Mit dem Inhalt sieht es genauerhin so aus:

1. Eine Ansprache des Herausgebers, daraus hier soviel stehe: „... Auch das Lesen will ja manchmal verstanden sein. Es gibt Bücher, die kann und darf man in einem einzigen Hui hinnehmen und aufnehmen. So ist es um unser Hausbuch nicht bestellt; dieses ist vielmehr ein Buch, in dem man oft verweilen kann und verweilen soll. Humorige Geschichten und Skizzen und Gedichte erschließen sich nicht immer auf den ersten Blick. Humor will in einer Stunde der innerlichen Entspannung ausgekostet werden; mit Gewalt und nur oben hin angelesen gibt er seinen feinsten Wohlgeschmack nicht her. So ein Hausbuch des Humors ist wie ein Korb mit ein paar guten Flaschen Wein. Die

gießt man auch nicht in einem einzigen unbesonnenen Gelage hinunter, die nimmt man vielmehr in wohlbedachten Schlücklein ein, klug verteilt auf die rechte Spanne des kleinen Lebens. Also: mit richtiger Muße herantreten an unsere Tafelrunde! Behaglich und überhaupt in der rechten Gesinnung und Stimmung! Griesgräme und Duckmäuser und trockene Redner und plumpre Alltagswühler und windige Klugschwäger mögen die Finger davon lassen! Das alles „zuvor“. Wer aber dann als ein heiterer Mann zu uns kommt, den hoffen wir nicht zu enttäuschen. Die Einzelheiten unseres Hausbuches und die Abfolge der Einzelheiten in einem Kranz durchkombinierter Zusammenhänge sind wohlüberlegt und geben wohl das Beste her, was heutiger Humor eben

auf die Beine zu stellen hat. Genug jetzt der Worte drumherum und zuvor, wir stehen eben jetzt an der Haustür unseres Hausbuches und drehen den Hausschlüssel um. Wir haben nunmehr nur zu sagen: Willkommen, meine lieben Gäste, bitte treten Sie ein und machen Sie sich's bequem! Denn unser Hausspruch ist geblieben das kecke, ach, aus gesicherten Zeiten stammende Goethe-Wort: „Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt? Sei lustig! Geht es nicht, so sei vergnügt!“

2. Eine Art idyllischer und beziehungsvoller Einleitung durch Wilhelm von Scholz: „Die Sterne, die einmal schöner waren“.
3. Nun wird das ganze große Füllhorn ausgeschüttet — in acht umfangreichen und verheibungsvoll benannten Hauptabschnitten:

Deutsche Dichter

ERZÄHLEN VON IHREM WEIHNACHTSERLEBNIS

HANS FRIEDRICH BLUNCK:
NEUER GLAUBE, NEUE HOFFNUNG,
NEUE LIEBE



Phot. Dahn.

Just zu Weihnachten ist es die rechte Zeit, einmal zu überdenken: Was hat sich alles in diesen wenigen Jahren begeben? Zumal auch: Wie hat sich die innere Einstellung jedes einzelnen gewandelt, auch wenn er selbst kaum davon weiß? Wenn man aber beispielsweise als Fremder eine Stadt besucht, in der man einige Jahre lang nicht mehr war, und noch die missmutigen Menschen vom letztenmal in Erinnerung hat und nun halb unglücklich aus dem Bahnhof geht — wie stark spürt man da eine Wandlung, die einem aus allen Gesichtern entgegen-

schwingt! Es ist, als lachten die Kinder fröhlicher; die Frauen sind hurtiger, und den Gesichtern der Männer fehlt das Dumpe, Zerquälte jener Zeit ohne Hoffnung, die noch gar nicht so fern hinter uns liegt, und die viele schon so rasch vergessen haben. Gewiss, vielleicht sieht man selbst alles mit größerer Freude und Hoffnung an. Vielleicht lässt man sich auch durch den Glauben an eine kommende Zeit beeinflussen, oder es ist die Nähe des Weihnachtsfestes, die immer die Menschen fröhlicher und freundlicher und offener gegeneinander macht. Nehmen wir an, daß es beides, Festfröhlichkeit und Wandel der Menschen, ist, was uns so sehr berührt. Aber fast alle, die wie ich oft auf Reisen gehen müssen, spüren diesen Unterschied bei jeder neuen Begegnung mit altbesuchten Städten.

Ein anderer Glaube ist angebrochen, eine neue Hoffnung, eine neue Liebe — drei ewige Worte sind's, die dennoch immer wieder jung sind und die Menschen jung machen. Ja, als erstes sage ich: Der Glaube ist ein anderer geworden. Es ist wie eine Befreiung, daß man eine wirkliche Freude, eine inbrünstig-schöne Stunde der Einigkeit wieder fandgeben darf. Man darf Schicksal wieder Schicksal und darf die Allmacht hinter den Dingen nennen, die auch das Schicksal zu beugen vermag.

Man sieht das alles an ohne die langweilige Ironie oder Deutung des Zufalls, die alle Freude am Großen zerstörte. Der Glaube an Gott und Göttlichkeit ist wie eine Flut zu uns zurückgekommen, und wenn es im Innern einmal hart hergeht und die großen geistlichen Gruppen in Deutschland, katholische und evangelische Konfession und Deutsche Glaubensgemeinschaft, sich heute befehden und bestreiten — wer um ihre tiefen Gründe weiß, wird es nicht allzuarg tragen. Fühlt man doch, wie sehr sie alle untergründig zusammenstreben; spürt man doch, daß sie alle drei nur den gleichen Weg zu Gott und Heiland suchen! Die Weihnacht sei auch die Zeit des Friedens zwischen den drei großen Bekenntnissen. Wäre es nicht an der Zeit, eine Weile über das Trennende zu schweigen und sich über das Gemeinsame zu freuen?

Die Hoffnung ist das andere, von dem ich sprechen möchte. So, wie der Glaube an Deutschland uns zu einer Einheit im Kampf um unser Recht geprägt hat, so ist es die Hoffnung, die uns als Volk wiedererstehen hieß. Die Hoffnung ist aber auch jedermanns föstliches Eigenrecht; Hoffnung, Arbeit für eigenes Brot zu gewinnen, Hoffnung auf eigenen Herd, auf eigene Erde in der großen Gemeinschaft, der wir angehören. Hoffnung ist es, die uns alle umschließt, die das Glück in unseren Augen geboren hat und mit uns durch die Straßen unserer Städte wandert. Wüßt Ihr wohl noch, wie es war, ehe die Hoffnung zu uns kam? Wüßt Ihr noch, daß wir bei jedem lauten Schrei, bei jedem Zusammenlauf fürchten mußten, daß Volksgenossen einander auf den Straßen ansiedeln? Wüßt Ihr noch, wie die Lehren von Zerfall und Untergang der Menschen uns aus den Toren der Häuser zugeschrien wurden?

Dass unsere innere Einheit noch größer werde, wollen wir in diesen weihnachtlichen Tagen hoffen und einander versprechen. Sie darf

aber nicht nur unser Reichsvolk umfassen, sondern in diesen Stunden sollen auch unsere Gedanken alles, was unser ist, wie eine große Gemeinschaft umspannen. Wir im Reich haben es leicht, Hoffnung zu pflegen; wir atmen in einer jungen inneren Freiheit auf und dürfen nicht vergessen, daß wir von unserer Hoffnung abgeben müssen an die anderen, die das gleiche Recht zur Freiheit hätten wie wir. Wir wollen hoffen mit den Worten des Führers, daß einmal ganz Europa sich frei fühlen, daß die Völker sich in Gerechtigkeit zusammenfinden, wenn das Selbstbestimmungsrecht aller, auch das unseres Volkes, wiederhergestellt ist. Wir sind also voll Hoffnung auf Frieden in diesen Weihnachtstagen und zünden die Lichter an unseren Bäumen an und danken dieser Hoffnung.

„Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Ich glaube, daß dem Fremden unbekannt und kaum sichtbar, ja, uns selbst kaum bewußt ist — weil wir die Wandlung am wenigsten spüren — welche tiefere Liebe zum Mitmenschen und Volksgenossen uns bereichert. Was sind denn die Worte, denen wir gefolgt sind, anderes als Lehre vom Recht der Nationen auf der einen und Lehre vom großen Willen zur Gemeinschaft zum Nächsten auf der andern Seite. Ist's etwas anderes, was in dem Wort vom nationalen Sozialismus enthalten ist? Nein, niemals haben wir im deutschen Volk einander so nahe gestanden; oft scheint es, als dürfe man erst jetzt das Fest der großen Liebe mit jener Hingabe feiern, die uns das Gewissen erlaubt.

Am Schönsten ist aber dabei, daß wir wiederum das Wort von der Liebe ohne hämisches Lächeln aussprechen dürfen, daß wir unsere Liebe zum Menschen, zum Bruderdeutschen bekennen dürfen, ohne daß ein bitteres oder spöttisches Wort fällt, daß wir das Mütterliche wieder ehren und das Wunder des Kindes wieder bestaunen dürfen, ohne daß ein schmales Lächeln der Überzeugungen hinter uns steht. Gehen wir also an das Fest der Geschenke, die Ausdruck unserer Freude und unserer Liebe sind; gehen wir also an das Fest unseres Glaubens vom ewig wiederkehrenden Gottessohn; schmücken wir unsere Tische, und schmücken wir unsere grünen Bäume, die wir nach alter Sitte und uraltem Recht in unsere Stuben holen, die uns an die ewiggrüne Liebe Gottes erinnern, und in denen wir die kommende Frühlingsflur vorahnend, die unter unsre Seefeldern ruht!

WILHELM SCHARRELMANN:
DAS HAUS DER KINDHEIT



Phot. Saebene-Worpsswede.

Es ist am Abend vor Weihnachten, und Worpsswede liegt in der Dunkelheit der Nacht, als wäre das Dorf für immer in ihr versunken. Ein unwinterlich warmer, föhnartiger Wind kommt über den Berg, wiegt sich minutenlang in den aufrauschenden Wipfeln der Kiefern, die meinen Weg begleiten, und schwingt sich dann auf weichen Flügeln wieder in die Dunkelheit hinaus.

Hinter mir, fern am Horizont, leuchtet die Stadt, ein silberner Saum an der Küste des Himmels.

Im Moor steht die Finsternis wie eine Wand. Aber dann springt der Wind plötzlich nach Osten um, und der Himmel wird langsam heller. Jetzt blitzen schon die ersten Sterne auf, und bald bricht auch der Mond durch die Wolken, ein schimmernder Kahn in der dunklen Flut des Himmels. Stundenlang gehe ich so. Der Wind hat sich fast ganz gelegt und eine zauberhafte Stille zurückgelassen, die Baum und Strauch traumhaft umfängt. Nur die Wolken ziehen noch ruhelos und in ihrer lautlosen Eile am Monde vorüber, wie Eisschollen, die ein Schiff umdrängen.

Da steht da ein Haus am Wege. Düster schiebt sich das gewaltige Strohdach in den nächtigen Himmel. Der Apfelhof liegt wie ein Zauberwald. Laublose Büsche und Wacholder stehen wie aus Erz

gegossen, ein Teich glänzt wie ein Spiegel, und Weg und Brücke schlafen im Licht des Mondes, als wären Haus und Garten seit langem schon verlassen und vergessen.

Leise gehe ich durch den stillen Garten und will am Hause klopfen und nach dem Weg fragen, so wunderlich und fremd, wie alles um mich ist, da sehe ich, daß die Tür zum Hause offensteht, und trete ein.

Eine Stille empfängt mich, so tief und lautlos, daß ich kaum zu atmen wage.

Verkommen siehe ich und warte. Doch nirgends geht ein Schritt, plinkt eine Tür.

Es ist ein altes, wunderliches Haus. Die Dielen sind weit und hell erleuchtet, aber nirgends sieht man eine Lampe brennen, und ich weiß nicht, woher das Licht kommt, das still und gelassen über allen Dingen liegt. Es ist, als sei auch hier seit langer Zeit niemand mehr aus und ein gegangen, und die Bewohner wären fortgezogen und hätten Haus und Garten sich selber überlassen. Einen Augenblick lang ist mir, als sei ich hier vor langer Zeit einmal zu Hause gewesen und hätte es nur vergessen... Aber dann ist wieder alles fremd und wunderlich wie vorher.

Als ich nun auf die erste Tür zuschreite und die anklopfen will, öffnet sie sich plötzlich wie von selbst, als hätte eine Zauberhand sie still vor mir geöffnet. Drinnen ist es ebenso still und gelassen wie auf der Diel. Nur daß ein leis bewegtes Licht mir daraus entgegengtritt, ein Schimmer wie aus Gold gewoben. Der Atem bleibt mir stehen — ein Tannenbaumchen brennt darin. Unter seinen Zweigen steht eine Krippe, aus Holz geschnitten, und Hirten sind da aus buntem Ton und weiße Lämchen, in trocknes grünes Moos gelegt. Nicht weit von ihnen steht ein Pferd, aus Holz geschnitten, ein Wägelchen dahinter. Das Pferd hat eine richtige Mähne aus schwarzer Wolle, und sein kurzer Schweif steht wie ein Bogen.

Daneben liegt eine Kindertrompete aus buntem Blech und eine Peitsche mit umflochtenem Stoß.

Über allem liegt ein Friede, der unbeschreiblich ist.

Ganz still brennt der Baum.

Und plötzlich weiß ich, vor diesem selben Baum habe ich einmal als Kind gestanden.

Erschüttert siehe ich und staune.

Das Pferdegeschirr ist aus blankem, schwarzem Wachstuch geschnitten, und man muß es sehr vorsichtig behandeln, damit es beim Spielen nicht zerreißt, und das Pferd hat Ölfarbenbüppen an Hals und Rumpf und sieht wie ein richtiger Apfelschimmel aus; die kleinen Packen auf dem Wagen sind mit Reis und weißem Sago aus dem Laden unseres Vaters gefüllt, und ein Küscheln ist darunter mit wirklichen Rosinen... Der Baum trägt an der Spitze einen Stern aus gefranstem Goldpapier, und die Leuchter für die Kerzen sind aus silberweißem Blech, und wenn man sie sich auf den Finger klemt, zwicken sie einen wie kleine Vögel mit ihren Schnäbeln. Ein paar vergoldete Rüsche hängen an den Zweigen und drehen sich leise an ihren Fäden, und ein süßer Duft von Weihnachtsgebäck und Tannengrün dringt mir entgegen...

Und nun, wie ich mich wende, öffnet sich eins der Zimmer nach dem anderen, und in jedem ist Weihnachten, und in allen brennt der Baum.

Aber jedes der Zimmer spricht seine eigene Sprache, bis zu dem letzten, in dem ein Bäumchen steht, klein, verbogen und schief, ein richtiger Waldkrüppel, der ohne Sonne und auf kaltem Boden wuchs. Es ist zu verwundern, daß ihn die Waldbauer überhaupt mitgenommen und in die Stadt geführt haben, der nun mit ärmlichem Schmuck in einem ärmlichen Zimmer steht... Aber seine Kerzen brennen doch lieblich und schön.

In allen Zimmern aber steht dieselbe Krippe unter dem brennenden Baum, und es ist immer wieder derselbe Stern, der an der Spitze aller Bäume schimmert, ein Stern aus Goldpapier mit gefranstem Rand. Und wie ich es sehe und mich noch darüber verwundere, durchdrückt es mich — und ich weiß, daß ich im Hause der Kindheit bin, und daß es die zwölf Weihnachtsfeiern meiner eigenen Kinderzeit sind, die aus Nacht und traumtiefer Versunkenheit heute wieder in mir aufgestiegen sind und mich ansehen aus selig schönen Augen.

RUTH SCHAUER: DIE TERZINEN VOM DÜNEN HAAR

Die Jungfrau stand, das Bäumchen aufzuzieren.
Für wen? Ein Kind, ach, das sie selber war.
Glasmögelchen im Wipfel jubilierten.

Durch Zweige sprang der weißen Hirsche Schär,
Gefolgt von Reb'n und Hunden ohne Gierde
Nach Blut und Beute. Eine Strähne Haar

Der Engel ward gelöst zur letzten Zerde
Des kleinen grünen Tännlings. In sein Bett
Stellt jetzt die Jungfrau Lämmer und Almirde,

Die Hirtin, und das Hündchen Miroklet,
Gereitet aus der Kindheit Spielzeugkasten,
Der unterm Himmelbett der Jungfrau steht.



Archivbild

Und sinnend stand die Jungfrau nun im Raften,
Sah gleichsam auf des Kleides dunklem Tuch
Ein Engelshaar. Die schmalen Finger fassten

Es in den Glanz des Baums. Das alte Buch
Der Botschaft dieser Nacht ward aufgeschlagen,
Dort, wo das AVE endet EVAS Fluch.

Und als die Hände auf den Seiten lagen,
Ringlos und leer, ging einer Schelle Klang,
Wie Grillenton in fernen Sommertagen.

Die alte Magd schlief murmelnd durch den Gang
Mit dem Geruch von frischem Weihnachtstollen,
Der ihr noch nie wie dieses Jahr gelang.

Und neben ihrem greisen Schritt erschollen
Nun andre Schritte. Eine Stimme sprach:
„Weil wir das Fest der Liebe feiern sollen,

Komm ich zu dir. Sieh mir's nicht böse nach.
Kam doch ein armer Hirte auch zur Krippe,
Darin das neugeborene Kindlein schwach

Gelächelt unter einer Hirtin Lippe,
Die ihm die Füßlein rührte, wie am Quell
Die Amel, daß sie seine Klarheit nippe.“

Die Jungfrau nickte. Purpur folgte schnell
Dem Schnee, der ihrer Wangen Paar verklärte.
Im Giebelfenster stand ein Stern so hell.

Zum Scheitel bog sich bittend der Gefährte —
Sie rückte sheu und gab die Hälfte frei,
Als wenn ein Tal dem Echo sanft gewährte

Zum Flötenton die Töne der Schalmei,
Dem Kind im Stall zulieb, nur ihm alleine,
Das eines ist und doch die ew'ge Drei.

Dann stand der Baum im Honigsheine.
Die Magd trat ein und läßt zum Ofen hin
Und rief im Herzen noch die Jungfrau „Kleine!“

Sie sangen: „Weil ich Lamm des Lämmeleins bin!“
Sie sangen: „Liegt du hier für mich geboren?“
Sie sangen: „Höchstes Gut und tieffter Sinn...“

Sie sangen: „Mit den Lampen vor den Toren
Erwartet wi den König. Komm er bald?“
Sie sangen, und im Duft des Kieds verloren,

Sah jetzt der Jüngling in den kleinen Wald
Der frommen Hunde und der weißen Rehe,
Der kleinen Hirtin kindliche Gestalt.

Und sprach: „Ich sah zum Licht hinan und sehe
Ein Engelhaar. Was je daran geknüpft,
Wollt' ich mir wohl begehrn und begehe

Nicht argen Wunsch. Ein jeder Hügel hüpf
Ja heut vor Lust, warum nicht mein Verlangen
Nach diesem Haar und dem, dem es entschlüpft?“

Vom Kerzenhauch die dünnen Glöckchen klangen
Im Tannlingswipfel: Wir gewöhren gern!
Im Tannlingswipfel: Die kleinen Lämmer sprangen:

Auch wir gewöhnen! Und der große Stern
Auch sein Gewöhnen durch das Fenster bliebte,
Als sei er Wille seines höchsten Herrn.

Der Jungfrau Unschuld aber kindlich nickte,
Und freundlich sprach sie: „Nimm's, was daran hing,
Nicht weiß ich's, denn der blonde Thomas schickte

Mir eine ganze Strähne. Gar gering
Schien ihm die Gabe, aber mir erhaben,
Weil Armut von der Armut Gold empfing.

Der blonde Thomas hat drei kleine Knaben,
Ich lieb' sie sehr. — Die großen nicht? — Sie schwieg.
Er löste sacht das Haar. Der Licher Waben

Betauten es mit Honig. Dunkel stieg
Das schöne Blut der Jungfrau aus dem Herzen,
Und von des Jünglings Lippen klang es: „Sieg!“

Doch nicht voll Stolz, nein, wie das Wachs der Kerzen
Zum Rand der Krippe tropft. Am Ofen war
Die Magd entschlummert. Glocken hallten erzen

Vom nahen Turm: Lobsing, der Engel Schär!
Still ließ die Jungfrau sich den Fäden zeigen
Und beugt' sich tief, es war ihr eignes Haar,

Und was daran geknüpft, des Jünglings Eigen.

GUSTAV SCHRÖER: CHRISTNACHT IM BERGLANDE



Phot. Reitert.

Es brauchte und braucht mir niemand von Armut zu reden. Ich stamme von ganz armen Eltern. Sieben Kinder und als Wohnung im besten Falle Stube und Kammer! Die Stuben in den unterschiedlichen Häusern, in denen wir wohnen — wir sind wohl fünfmal umgezogen — haben trotz aller Armut schöne Weihnachtssabben gesehen, und doch fehlte den Abenden etwas. Ich habe es gefühlt von dem Tage an, an dem ich meiner selbst bewußt wurde, aber ich mußte 25 Jahre werden, bevor ich erkannte, was es gefühlt hatte. Das ist nicht Reichtum gewesen, war überhaupt nichts Ausserliches. Wer

will Menschen, deren Tisch tagaus, tagin nur förliglich gedeckt ist, die Sommer und Winter von früh um sechs bis abends um sieben, nur von kurzen Arbeitspausen unterbrochen, die Räder laufen, die Webhützen klatschen, die Maschinen knattern hören, einen Vorwurf machen, wenn sie selbst des Weihnachtstisches Schönstes im reichlicher gedeckten Tisch und der Ruhe zweier Feiertage sehen. Aber da ist ein Junge unter ihnen, der mit grossen, versponnenen Augen in das Licht des Christbaums blickt, einen Mangel fühlt, ein Sehnen in sich trägt, ohne beidem jedoch einen Namen geben zu können. Aus dem Jungen wird ein junger Mann, und Weihnachten ist ihm immer noch unvollkommen. Der Jüngling geht als Lehrer hinaus. Das Schädel führt ihn in das wundervolle Bergland an der oberen Saale, aber noch fünf Jahre dauert es, bis er sich Weihnachten wirklich erobert, bis er es erlebt.

Wir hatten um Johanni geheiratet. Nun war der Heilige Abend da. Eine blutrote Sonne hatte sich am Morgen schwer und langsam durch den Winternebel gerungen. Der gefrigste Tag war sind gewesen. Gegen Morgen war das Wetter umgeschlagen. Nun war es bitter kalt. Die Sonne drückte den Essensauch auf die Dächer herab, hart klangen die Schläge der Turnmuhr, Krähen lassen aufgeplustert und mürrisch vor den Hosten. Kein Schlitten oder Wagen fuhr durch das Dorf.

Meine Frau und ich wollten nach Ziegendorf gehen, um noch ein paar kleine Einfälle zu erledigen. Der Weg führt zunächst weithin über eine wellige Hochebene. Die Sonne kam höher, es wurde immer kälter. Dick vermummt, schritten wir aus und — blieben immer zeitig wie angewurzelt stehen. Ein Apfelbaum, kahl, knorrig, vom Winde halb zerzaust, und seine ganze breite Krone, als wäre sie durch eine Glassmasse von höchster Reinheit gezogen. Nicht der dünnste Zweig vergessen und ausgelassen. Kein Rauhreib, nein, blankes klares Eis wie Glas. Und darin ein Blitzen und Strahlen, ein Farbenspiel von unirdischer, märchenhafter Schönheit. So von Baum zu Baum, jeder hineingesells in eine schier greifbare Stille, jeder ein Torhüter vor dem Weihnachtstag. Eine richtige Entdeckungsfahrt durch ein Wunderland war es. Da s, das wußten wir, erleben wir nicht wieder — wir haben es auch nicht wieder erlebt — und der Wunderweg, wir fühlten es, leitet uns hinein in das Weihnachtswunder, das harrend hinter den Bergen steht. Und das haben wir auch noch nicht erlebt. Das wollen wir erst erleben, aber es wird uns geschenkt werden. Ein Aufstakt ist der Weg, so schön, daß wir nicht mehr daran denken, die Befragungen zu erledigen, daß wir umkehren, belastet, erhoben, innerlich gerüstet.

Der Tag vergeht still. In uns ein großes Erwarten, um uns eine freudige Feierlichkeit. Es ist fast, als stünden die kleinen Freuden, die wir uns nachher unter dem Christbaum bereiten, fremd im

Raume. Das, was wir jetzt erleben, ist das Weihnachten, das ich kenne, seit ich von Weihnachten weiß. Selbstverständlich erhöht durch junge Liebe, selbstverständlich wärmer, reicher, heimeliger als bislang, aber doch nicht Weihnachten, wie ich es ahne. Und mit mir ahnt es meine Frau, und wir wissen beide nicht, wie wir ihm Gestalt geben, wie wir es hereinholen oder auf welchem Wege wir zu ihm gehen sollen. Wir hatten uns vorgenommen, die Kerzen am Christbaum niederbrennen zu lassen — wir tun es nicht. Nein, wir müssen sie aufsparen. Es kommt noch etwas. Die Stunden sind beschwingt und lasten doch in süßer, geheimnisvoller Schwere. Mein Gott, es ist ja schon zehn. Zum Dorfe hereinfährt der Postkutsen, der von Ziegendorf kommt und nach Schleiz will. Der Postillion blaßt. Er blaßt kein Signal, er ist ein Meister auf seinem Instrument und blaßt: „Ihr Kinderlein kommt...“ Unerhört groß schreit das kleine Kind in die Christnacht, den fernen Wäldern zu, die feiernd rund umherstecken. Und dann ist der Postkutsen vorüber, und es ist wieder still. Kein Laut auf der Dorfstraße, kein Hund bellt, kein Pumpenschwengel quetscht. Nun ist es elf, und wir sitzen, schweigen und halten uns an den Händen, nun halb zwölf, und ich schlage vor, noch ein Stück durch die Nacht, die heilige Nacht, zu wandern. Wir haben das Dorf hinter uns, haben den Weg nach Schleiz zu eingehen. Es ist eine breite Straße, und nachdem wir erst etliche hundert Meter aus dem Dorfe heraus sind, liegt das ganze weite Land hüben und drüben auf Stunden hinaus offen vor uns. Nichts ist verdeckt, nichts verborgen, und alles ist doch geheimnisvoll. Der Mond ist kalt und klar, die Sterne sind blass, die Wälder stehen da wie mächtige schwarze Mauern, und Lichtfunken blitzt aus den Tälern auf. Noch liegt es in der Luft: Ihr Kinderlein, kommt. Und sie kommen alle, all die vielen vielen traumten Weihnachtslieder, in deren Zauber der Mann zum Kinde, das Kind zum Engel wird. Ein ganzes Heer glücklicher, erfüllter Klänge um uns, und doch immer noch nicht das Allerlettste.

Vom Kirchturm unseres Dörfls schlägt es zwölf. Und nun ein Summen und Singen, ein Dröhnen und Läuten. Alle Glocken läuten hinaus in die Winternacht, läuten Weihnachten ein. Sie schreien, die Glockenklangen, wissen alle Gründe zu finden, gehen an keinem Wege vorüber, und sei er noch so schmal, wandern mit ausgestreckten Händen. Und mit ausgestreckten Händen kommt es ihnen entgegen von rechts und links, von vor uns und hinter uns, leise, summend, dann und wann anfliegend und wieder zurück, sinkend. Der ganze Himmel ein einziger Glockenhall, das ganze Land überflutet von Feierklängen. Es ist nichts weiter, als daß zur gleichen Stunde in allen Dörfern rundum — und es sind ihrer zehn oder fünfzehn — die Glocken die heilige Zeit einläuten, aber die Klänge sind losgelöst von ihren Gebärinnen. Sie stehen für sich.

Wir hatten um Johanni geheiratet. Nun war der Heilige Abend da. Eine blutrote Sonne hatte sich am Morgen schwer und langsam durch den Winternebel gerungen. Der gefrigste Tag war sind gewesen. Gegen Morgen war das Wetter umgeschlagen. Nun war es bitter kalt. Die Sonne drückte den Essensauch auf die Dächer herab, hart klangen die Schläge der Turnmuhr, Krähen lassen aufgeplustert und mürrisch vor den Hosten. Kein Schlitten oder Wagen fuhr durch das Dorf. Meine Frau und ich wollten nach Ziegendorf gehen, um noch ein paar kleine Einfälle zu erledigen. Der Weg führt zunächst weithin über eine wellige Hochebene. Die Sonne kam höher, es wurde immer kälter. Dick vermummt, schritten wir aus und — blieben immer zeitig wie angewurzelt stehen. Ein Apfelbaum, kahl, knorrig, vom Winde halb zerzaust, und seine ganze breite Krone, als wäre sie durch eine Glassmasse von höchster Reinheit gezogen. Nicht der dünnste Zweig vergessen und ausgelassen. Kein Rauhreib, nein, blankes klares Eis wie Glas. Und darin ein Blitzen und Strahlen, ein Farbenspiel von unirdischer, märchenhafter Schönheit. So von Baum zu Baum, jeder hineingesells in eine schier greifbare Stille, jeder ein Torhüter vor dem Weihnachtstag. Eine richtige Entdeckungsfahrt durch ein Wunderland war es. Da s, das wußten wir, erleben wir nicht wieder — wir haben es auch nicht wieder erlebt — und der Wunderweg, wir fühlten es, leitet uns hinein in das Weihnachtswunder, das harrend hinter den Bergen steht. Und das haben wir auch noch nicht erlebt. Das wollen wir erst erleben, aber es wird uns geschenkt werden. Ein Aufstakt ist der Weg, so schön, daß wir nicht mehr daran denken, die Befragungen zu erledigen, daß wir umkehren, belastet, erhoben, innerlich gerüstet.

Was hat meinen Weihnachtstag bislang gesetzt? Ich weiß es jetzt. Ich will es nicht Frommsein nennen, obwohl ich mich dessen nicht schämen würde. Nein, es hat eigentlich gar nichts mit Religion zu tun, und doch muß ich sagen: Es fehlt ihnen das Jenseitige. Besser noch: Das erdhafte Jenseitige! Das gibt kein Volkslied, gibt kein Kirchenlied, gibt auch nicht die süsse neue Mär an sich. Das kann nur aufblühen, wenn deutsche Erde und deutsche Seele ineinanderlinden. Und so habe ich Weihnachten erlebt, um es nie wieder zu verlieren.

HEINRICH ANACKER: BAHNHOF IN DER WEIHNACHTSZEIT



Phot. Willert.

Berwandelt hat der Bahnhof sein Gesicht,
Verklärt von einem Lächeln warm und licht.

Wo grobe Fracht einst drückte auf die Wagen,
Als Freudenberg die Festpakte ragen.

Durch flutendes Gewimmel, Lärm und Rausch
Dringt würzig-rein ein herber Waldesrauch:

Die Weihnachtstannen werden ausgeladen,
Mit ihrem Duft die Herzen zu begnaden.

Und jeder Zug, der in die Ferne fährt,
Und jeder Zug, der aus der Ferne kehrt,

Bringt tausendfach in sorglicher Umhüllung
Geheimer Wünsche köstliche Erfüllung.

Verwandelt hat der Bahnhof sein Gesicht:
Der Weihnachtsstern verklärt's mit seinem Licht...

**RICHARD EURINGER:
DER QUELL AUS BERGKRISTALL**



Phot. Transocan.

Über den Hunoldsgraben weg, hinterm Haus mit dem „langen Gang“, die Stäppel am Rathaus hinunter ging es nach „Maria Stern“. So heißt das alte Nonnenkloster, mit dem Grünspanzweiblattürmchen, dem Mauerbild und der Sonnenuhr. Die Spenglergasse führt vorbei, und dahinter läuft der Lech; dieses Mal der vordere Lech. Hans Holl, der Vater des Elias Holl, der das Augsburger Rathaus gebaut hat, hat den Plan dafür gemacht.

Durch ein düsteres Gewölbe trat man in den Vorbau ein. Dort, gleich zu rechter Hand, in einer Art Nische, stellten um die Weih-

nachtszeit die Nonnen immer ihr Krippe auf.

Aber was für ein Krippe! Eine ganze Herrgottslandschaft von Höhen und Tälern und Schäflein und Hirten, alles bis ins Kleinste geschnitten, bemalt und gewandet in Purpur und Blau mit goldenen Fäden, und in Moos und Tann gesetzt. Erst heute weiß ich ganz zu schätzen, wieviel Kunst daran gewendet, wenn auch nicht verschwendet, war.

Für uns Kinder vor vierzig Jahren gab es kein Christfest ohne Krippe, und kein Krippe ohne dies eine, drunten bei Maria Stern. Wahrscheinlich sind auch anderwärts damals schon Krippen aufgebaut oder wieder hervorgeholt worden, etwa drunten am Pfannenstiel, irgendwo bei den Kapuzinern, oder bei den Englischen Fräulein und bei St. Peter auf dem Perlach. Aber davon blieb mir nichts. In der Erinnerung meine ich, es hätte damals und überhaupt nur das mit dem Bergkristall-Quell bei Maria Stern gegeben.

In Muffmäntlein, Kapuzen und Fäustling verpackt, wurden wir von der Mutter geschickt, es anzuschauen, Jahr für Jahr, nicht nur vom „Kreditverein“ aus, wo wir ihm so nahe wohnten, sondern schon vom Euringerhaus her. Ich seh' noch die dicken Wollfäustlinge, die mich so stolz und glücklich machten: sie waren — erstmal — durch ein Wollband um den Hals zum Paar gebunden. Man konnte nie einen verlieren, entweder keinen oder gleich zwei.

Auch Gamasher hatten wir, Hedi und Karl und ich und Mimi. So fassten wir uns an der Hand, meist zu zweien, und zogen ab, mit Ermahnungen wohlversorgt, obwohl es noch kein Auto gab und keine elektrische Straßenbahn, höchstens eine Pferdebahn, die nicht bis zur Altstadt reichte. Tüchtig stapften wir durch den Schnee — ich meine, auch das hat sich geändert; in unserer Kindheit hat es um Weihnacht immer geschneit und hat immer Schnee gelegen. Die Zeit des Nässe-s und des Regnens und des Sudels, der nicht aufhört, hat erst später eingesetzt. Damals glitzerte noch alles, und es war glatt, so glatt zum Beispiel, daß wir das Judenbergle mieden; denn da rollten die Buben rohnäsig mit ihren Schlitten; es war der leibhaftige Schleif-graben für sie. Nein, wir nahmen die Rathausstreppen, Stäppel für Stäppel, immer ein Stäppel mit zwei Füßen, und guckten um, wenn wir unten waren, das gewaltige Rathaus hinauf. Und dann wanderten wir weiter, über den Platz, nach Maria Stern. Und traten ein, durch das düstere Gewölbe mit dem kalten Gruftgeruch. Und dann vor das grüne Krippe. Die Nasen riechten gerade so weit, daß wir alles sehen konnten, den Kies, der fein die Pfade säumte, und das wundergrüne Moos. Das deckte alle Höhen und Hänge, und drinnen hockten zarte Brocken Felsgestein, nicht größer als eine Bubenfaust voll, und rundum weideten die Schafe. Woher die Himmelsschlüssel kamen, die Veilchen und die Christroschen, mitten im Winter, auf grüner Flur, haben wir uns nie gefragt. Es fiel uns nicht auf, daß die Gurretauben fast so groß wie kleine Lämmer und die Lämmer halb so klein wie die kleinsten Hündchen waren. Alles war ergreifend schön und in Harmonie geründet. Wo es was zu sehen gab, war das Hüttchen aufgetan, und die anderen hielten Nacht, zündeten ein schmales Licht an, das aus ihrem Innern grüßte. Während die Kriegsknechte des Tetrarchen die Erstgeburt an Längen spießten, füllten die Frauen friedlich am Brunnen ihre Krüge. Und aus frischem Tannenreis funkelte ein goldener Löwe.

Ich hab' später, im Krieg, in Syrien, als deutscher Flieger, all das dann lebhaft gesehen, was da kindlich aufgebaut war: Palmen, Brunnen und Kamele, Kuppeldächer, Mauergärten, morgenländische Gewänder. Und es war nicht wunderbar.

Eins aber lag ich nie so wieder wie bei St. Maria Stern: den Riesel-quell aus Bergkristall, ein aus Glas gewundenes Stäbchen, das sich um sich selber drehte oder wie ein Silberkettchen zwischen Moos und Moosgestein floß, durchsichtig und quellfrisch klar, mit unsäglich feinem Rieseln. Das gab einen Laut, in all der Stille, als sprudelte wirklich da ein Quell, aber ein unsagbar zarter, unerschöpflich quellender.

Es ist leicht, darauf zu spotten. Heute scheint es vielen geistreich, solcher Eingeständnisse, sie verleugnend, sich zu schämen. Und es scheint besonders mannhaft.

Aber nein, es ist nur feige.

Gottlob ist das Volk noch sinnig. Und gottlob ist es noch innig. Solang Mütter Kinder pappeln, quillt der Quell der Poesie. Und er soll uns nicht versiegen.

Wie sich auch die Tage wandeln und die überkommenen Formen: eines will verteidigt sein, unzerstörbar, diese kindlich reine Kraft, die aus Stückwerk eine Welt schaut und aus Bröcklein ein Gebirg baut. Was wäre deutsch, wenn das Gemüt nicht so wie das Geblüte deutsch ist!

Ach, ihr kaltschnäuzigen Toren! Habt ihr je das Volk gekannt? Dieses Volk, in dessen Männern nie der Mann des Kinds sich schämte!

**WILHELM V. SCHOLZ:
ALTE BERLINER WEIHNACHTEN**



Archivbild.

Die Berliner Kindheitsweihnachten, an die ich mich besonders gut erinnere, waren die, die ich in der elterlichen Dienstwohnung im Finanzministerium hinter dem jüngsten Ehrenmal verlebt habe. Das waren wirkliche Familielage. Während wir sonst nur zu dritt waren, mein Vater, meine Mutter und ich, von denen mein Vater zudem immer im Amt oder im Parlament oder beim Kaiser oder beim Fürsten Bischof steckte und kaum mal zu einem ersehnten gemeinsamen Spaziergang zu haben war, hatte er jetzt um Weihnachten ausnahmsweise einmal Zeit, die er selbst immer wünschte,

für uns und besonders für mich. Dann kamen meist meine drei sehr geliebten Onkel, die Brüder meiner Mutter, der Regierungsbauemeister, der Offizier und der Oberförster, nach Berlin. Mit ihnen und meiner Großmutter verlebten wir dann das Fest bei uns und wurden auf einmal eine richtige große Familie, zu der gelegentlich sogar noch andere Verwandte sich dazusanden. Es gab ein Weihnachten in alter deutscher Art zu feiern.

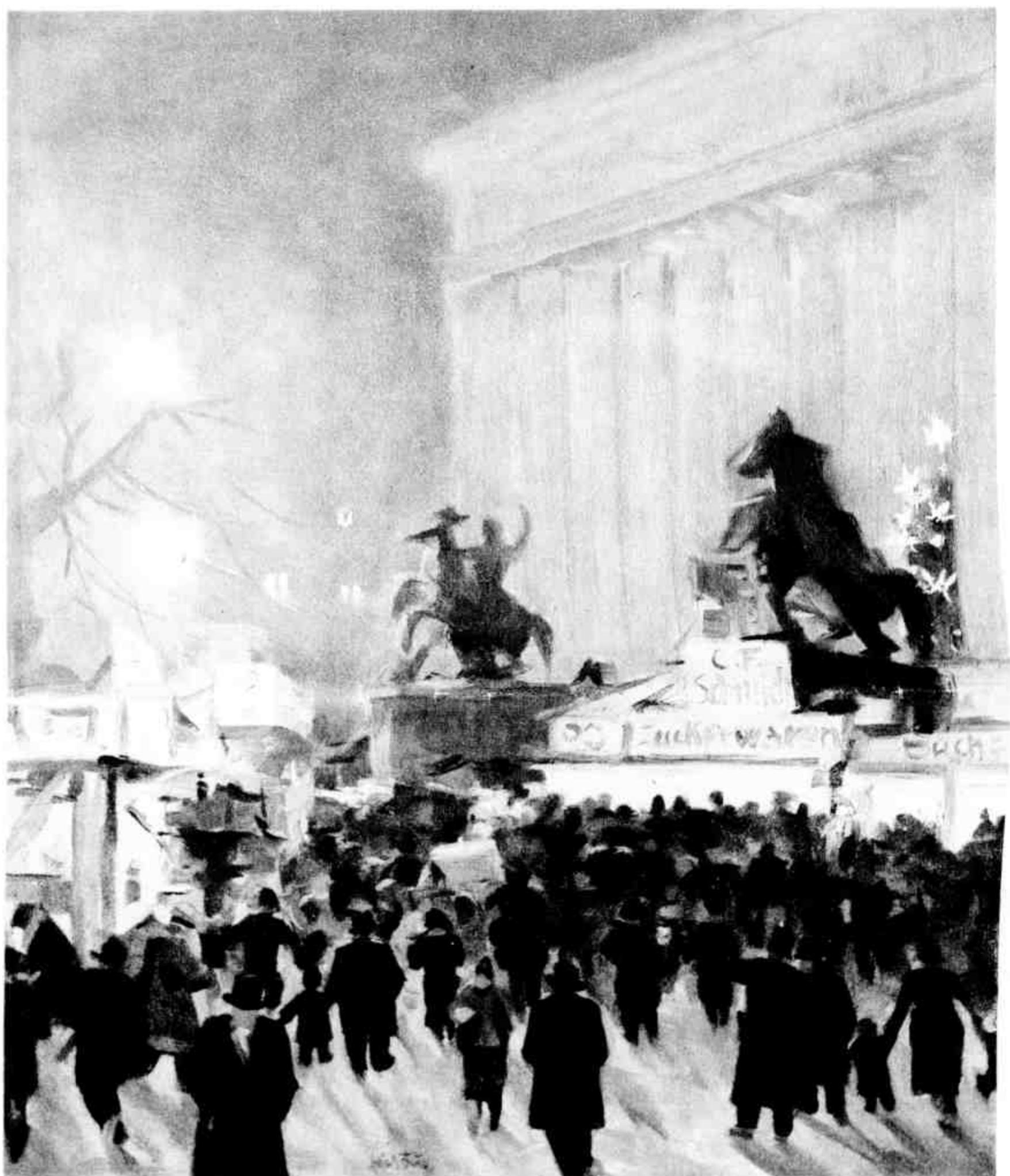
Manchmal will mir in der Erinnerung scheinen, als ob das Herumtreiben mit den Klassenkameraden auf dem Weihnachtsmarkt am Lustgarten und auch auf dem Leipziger Platz das Schönste der Weihnachtszeit gewesen sei. Es dauerte länger als der eine Heiligabend und die zwei Feiertage, und das Fest stand noch bevor! Es betrübte uns jedenfalls sehr, wenn der Weihnachtsmarkt abgebrochen wurde und die Plätze, wie uns dünkte, wieder in traurige Nüchternheit zurückfielen.

Den Weihnachtsmann spielte — nein, das ist zu nüchtern gesagt! — also, übernahm gemäß seinem Waldberuf der Onkel Oberförster im umgewandelten Gehpelz meines Vaters, bis der Glaube an diesen Gutstrengen nicht mehr zu halten war und für mich das Zeitalter der Jungensaufklärung begann.

Wenn ich mich heute zu besinnen versuche, wofür ich den Weihnachtsmann vorher gehalten habe, ehe ich wußte, daß es der Onkel Richard war, der einfach seine Stimme verstellt und einen großen Bart umhatte, so vermag ich nichts anderes zu antworten als eben: für den Weihnachtsmann! Der gehörte mir, dem Jungen, offenbar durchaus zur normalen Welt und gab mir mit seinem einmaligen Auftreten im Jahr, das mir höchst vernünftig schien, keinerlei Rätsel auf, hatte aber auch nicht märchenhaften Charakter oder Wunderwesen an sich.

Es kann auch keineswegs eine Erschütterung oder Enttäuschung gewesen sein, als er sich dann in den guten und sehr geliebten Onkel verwandelte, als der er mir, dem Kinde, eigentlich noch viel angenehmer war. Aber ich sah ein — frühreif wahrscheinlich mit Bedauern über ein Stück vergangener Kinderzeit und poesie! — daß er nun — erkannt! — nicht gut mehr als Weihnachtsmann kommen könne; daß das sonst eine Komödie sei.

Das liegt manche Jahrzehnte zurück — und wird immer von neuen jungen Menschen erlebt. Wenn sie aus dem Märchenweihnachten der Kindheit das Gefühl ins Leben hinaüberretten, das sich auch aus den schönen Bildern der frommen christlichen Legende speist, das Gefühl eines eng verbundenen, verwandten, ein Jahr zusammen festlich abschließenden Menschenkreises, einer feiernden Familie, so brauchen sie über das Vergehen des Märchens nicht betrübt zu sein. Sie werden es einst in der Tiefe ihrer glücklichsten Erinnerungen wiederfinden und sich noch daran freuen können.



WILHELMSCHE MARKT AM USSEGASSEN IN BERLIN

PHOTOGRAPH BY WILHELM STIER

H. WOLFGANG SEIDEL: WEIHNACHTEN



Phot. Georg Saenger

Niemand wird es für einen Zu-fall anlehen, daß Christus schon in der Wiege als Lichtbringer erscheint, so daß die Sinnbilder des flammenden Sterns über der Hütte, der im Alter jubelnden Lichtgestalten aus der Weihnachtsgedichte nicht wegzudenken sind. Denn wenn schon von der ewigen Macht in jenem Urwort gesagt wird: „Licht ist dein Kleid, das du anhast“ — es gilt nicht weniger von dem Erlöser, daß seine Seele mit jedem Licht, das wir in Dunkelheit erleben, wahrhaft durchdränkt ist. Sind wir die Nächti gen, so ist er lautere Klarheit, liebende Wärme, grenzenloses Leben. Und

so wäre es schon Gnade, wenn uns seine helle Gestalt wenigstens an einer Stelle dieser verworrenen Welt das Vollkommene offenbartet, wenn wir uns, im Nächti gen verborrend, an seinem Bilde wieder-aufrichteten. Für viele mag sich tatsächlich die Weihnachtsfeier darin erschöpfen, daß sie in erhöhter Stunde ihre Augen von den Jämmerlichkeiten der Welt abwenden und mit Andacht anschauen, was anders und größer ist als ihr eigenes Dasein. Denn dort offenbart sich zum mindesten ein Menschenleben, das seinen Weg in der unbeschreiblichen Klarheit eines göttlichen Auftrags vollendete, einer unerschütterten Güte, einer Lebensentfaltung ohnegleichen. Wem sollte es nicht wohl tun, einmal in eines Irdischen Gestalt Reinheit und Wahrheit, Freude und Gottgeborgensein zu erblicken!

Dennoch glaube ich nicht, daß hiermit das Weihnachtserlebnis umschrieben sei. Es kann nie das Größte bedeuten, daß wir, wenn auch im Innersten ergripen, ein Vollendungsbild anschauen. Das Größte wäre etwas anderes: Zu abnen, daß erbarmender Will uns mit dieler Gestalt verbunden hat, zu wissen, daß sie für uns da ist und wir für sie, und daß die unerhörte Lichtwelt dieses inneren Lebens auch unsere Welt werden kann und soll. Um mit Luther zu reden:

FRIEDRICH GRIESE: CHRISTABEND IM SCHNEE



Autograph

„Das ewige Licht geht da herein, gibt der Welt einen neuen Schein!“ Weihnachten verbirgt in sich das Wunder der Wandlung; eine Nacht des Irrtums, der Schuld und des eisigen Todes vergeht, damit der Tag der Wahrheit, der Liebe und des unbegrenzten Werdens geboren werde. Und es hat einen eigentümlichen Reiz, zu beobachten, wie schon die Weihnachtsgedichte in der Sprache des Mythen von diesen höchsten Hoffnungen des Menschen zu reden weiß. Denn jener Menschheitsbesitz, der mit der Erscheinung des Christus verbunden ist, leuchtet gleichnishaft bereits im Geschehen der heiligen Nacht. Da ist zunächst ein Lautwerden der tiefen und darum immer wieder verkannten Wahrheit, daß der Himmel gibt und der Mensch in Demut der Empfangende bleibt. Alle Schöpfungsnacht auf Erden deutet auf ein vorher geschehenes Überwältiglein, auf Kräfte, die nicht rein irdisch sind, auf ein Zureichen aus dem Urgrund aller wirklichen Erkenntnisse, aller Gestalte und alter Gestalt. Nicht der fühl Erregende, der Ergriffene hat die Verheißung. Ob es sich um die Kunst, um wissenschaftliche Einsicht, um die Tat eines Führers in entscheidender Stunde handelt: immer gilt es ein Begradelstein; das wahrhaft Große und Beständige kommt allein aus den Tiefen der Gottheit. Eine andere Wahrheit wiederum wird im Bilde der heiligen Familie sichtbar, die, daß das Glück nicht in Geld und Gut, auch nicht im Glanz irdischer Herrlichkeit beruht, sondern in der persönlichen Gemeinschaft liebender und geliebter Menschen, daß es Mann, Weib und Kind ist, daß es Hingabe ist in einer tapferen Zuversicht, Bereitschaft zum Dienst aneinander und die Freude am Menschen und seiner Bestimmung. Diese Wahrheit fällt mit der Wirklichkeit der Liebe zusammen; das Paar zu Bethlehem mit dem Kinde, an das diese Eltern sich in Geduld, Opfer und täglicher Be-reitschaft verströmen möchten, wird immer das unüberbaute Sinnbild der Liebe bleiben. Ebenso aber blicken wir in eine Welt unendlichen Werdens hinein, denn im Herzen der Weihnacht ruht der Eine, in dem alles noch Zukunft und Hoffnung ist. Wir sehen das Kind und gedenken des Mannes, zu dem es heranwuchs: Nur in der Wahrheit vermochte er zu atmen; er ist ganz echt, ganz in sich gefülltes Persönlichkeit, furchtlos sich offenbarend und selber aus dem Urquell aller Wahrheit gespeist aus Gott. Er wirkt und braucht keine seiner Taten zu widerrufen; er redet, und seine Worte dauern bis heute; er ist die Wahrheit. Und er ist Liebe. — Bedarf es eines Wortes darüber? In der Zeit seiner Erdentage aber ist er auch das ewige Werden gewesen, ein Mensch, der sich zu immer höherer Vollkommenheit verklärte, nie fertig, nie sich selbst genügend, stets aufs neue die Seinen überraschend durch verwandelte Gestalt, wachsende Weltüberlegenheit, Erkenntnis und Opferbereitschaft. So heißt Weihnachten zuletzt: in seine Welt hineingezogen, ihm nachzufolgen, dem Wesenhaften zugewandt, den Mitmenschen in Liebe lebend, gewendet von Klarheit zu Klarheit, von Kraft zu Kraft, dem Ziel

entgegen, das Anfang, Mitte und Ende auch seines Lebens war: dem Lebendigen.

Dies einzig Lebendige aber — wir nennen es Gott und sind durchdrungen von der Fürstigkeit unseres Erkennens und Eindringens — wird uns wohlbedacht im Sinnbild einer Persönlichkeit, nämlich Christi, dargeboten und in einem reichen Kranz von Sinnbildern, der ihn umgibt. Es funkelt auf im Geheimnis des immergrünen Tannenbaums; es wird zum goldenen Stern; es wird ein Märchen von den Hirten und den Königen, die gemeinsam ein Kind verehren und Abgrundigeres zu offenbaren haben als die Wirklichkeit, nämlich die Wahrheit. Weihnachten ist viel mehr als eine Lehre — es ist das Erlebnis vom Einbruch des Göttlichen in die Welt. Es gibt den entfärbiesten Dingen den Regenbogenläng ihres Sinnes zurück; es ver-nichtet die Schranken, die Menschen zwischen einander aufgerichtet haben; es verkündet in Klang und Duft, in uralem Wort und in dem Wort, das heute ergriffene Liebe spricht, das Unsagbare; es löst den härtesten Stein mit der Gewalt des verborgenen Samen-forns; es verbindet, was zueinander gehört; es ist das Fest aller Lebensalter, indem es die Jugend mit dem Größten, das wir kennen, anruht und dem Alter zugleich das Bild der entchwundenen Kindheit, die Weise des dankbaren Herzens und der unbeirrbaren Hoffnung aufs neue beschert.

Um es mit einem Wort auszusprechen: In diesem Fest tritt Gott selbst in diese Welt ein und schenkt uns den Traum des wahren Lebens, das ja nichts anderes sein kann als der Widerschein dessen, was er, der tief Verborgene, selber ist. Niemand begreift ihn in der Fülle aller seiner Kräfte; niemand erkennt ihn, wie er ist in der Wesenswirklichkeit seines gesamten Seins. Aber es ist gut, wenigstens von einem seiner lebendigen Strahlen getroffen zu werden, einmal unter dem Anhauch seiner Liebe frei zu sein, einmal Befehl zu empfangen aus dem Reich des großen Erbarmens und das Eigene — Gemeinschaft des Hauses, Gemeinschaft des Volkes, Lebens-sinn, Wirken und Ruhm in dem Geiste anzuhauen, der der Geist der Weihnacht ist. Eine Stimme, die erhabener ist als jedes Menschen Stimme, ruft uns auf, und gewaltige Hand zeichnet an unsern Himmel Bilder der Vollkommenheit: „Das gab ich dir — was hast du mir zu geben und deinen Brüdern?“

Dass es nur richtig wird!
(Phot. Dr. Wellen)



Am Morgen
nach der Bescherung.
(Phot. Ellsl.)



Das wird den
Puppen schmecken!
(Phot. H. u. E. Reed.)



Der kleine Monteur.
(Phot. Padelt.)

Glückliche Jugend

mich dann abermals. Ein Bäumchen stand da, mit ungleichen Zweigen unten am Stamm, die Spitze ein wenig schief und nach der Mitte zu mit ein paar verkrüppelten Zweigenden, die wie zu einem Nest zusammen gewachsen waren. Vater betrachtete es lange, sah mich dann bedeutsam an und sagte: „Der muß es sein. Man sieht, wie er gearbeitet hat, um nach oben zu kommen und ein richtiger Tannenbaum zu werden.“ Eine Weile später waren wir wieder auf dem Heimweg. Das Geheimnis begann.

Ehe es sich vor meinen Augen enthielt, gingen wir in das Kirchdorf zur Christvesper. Es war ein langer Zug; das ganze Dorf war ja unterwegs. Weiterhin kamen auch die anderen Dörfer hinzu, und niemals werde ich das Bild jener Abende vergessen: Laternen, die über der Schneedecke heranwiegten, eine hinter der andern, und darüber die blaue Kuppel der herankommenden Nacht. In der Kirche brannte dann der Baum, und vor allem die Alten fielen so gleich in eine tiefe Andacht; der Baum mit seinen Lichtern, das leise und getragene Vorspiel der Orgel, die Geschichte von dem Kind und vor allem die fehlenden Gesänge aus Kindermund machten sie still und ließen irgendeinen alltäglichen Gedanken nicht mehr zu.

Ich selber saß neben dem Vater und wünschte in jeder dieser Stunden nichts so sehr wie das eine, auch einmal unter denen zu sein, die durch ihren Gesang die alten Leute in Rührung brachten, weil der Vater mich dann ja auch gehört hätte. Der Wunsch hat sich niemals erfüllt, wie so mancher andere Wunsch nicht; aber er blieb in meiner Erinnerung, während andere Wünsche längst vergessen sind.

Wenn wir später vor die Tür traten, die Laternen wieder anzündeten und uns zum Rückweg anschickten, war die Welt inzwischen völlig weiß geworden. Die Grabenränder am Weg waren rund und weiß;

die schweren und zur Herbstzeit so groß dastehenden Steine hügeln die Schneedecke freundlich auf, und selbst die Flügel der alten Windmühle ragten nicht wie in anderen Nächten drohend hinaus. Nur die Bäume standen immer wieder schwarz und ernst dazwischen.

Dies alles gehörte zum Geheimnis jener Abende, ja, es machte dieses Geheimnis zu seinem Teil mit. Denn der brennende Baum in der eigenen Stube erschien mir in keiner Weise mehr als der, den ich mit dem Vater zusammen geschlagen und in das Haus geholt hatte. Wohl kannte ich den Wald, dem er entflammt, aber die ruhende weiße Decke, über die wir nach Hause gegangen waren, hatte alles wirkliche unwirklich gemacht, alles Vorhandene zum Gleichen erhoben. Da stand der Baum vor mir, klein und gar nicht prächtig, aber er brannte und war die Fortsetzung dessen, was wir in der Vesper gesehen und gehört hatten, und was uns dann auf dem Heimweg mitgegeben worden war.

Jene Zeit liegt heute weit zurück. Der Vater ist nicht mehr, der alte Lorenz nicht, und wie es jetzt dort mit der abendlichen Vesper geschieht wird, weiß ich nicht. Aber ich sehe den sagenhaften schönen Baum, ich sehe die Laternen still und feierlich brennen, den langen Zug der Dörfler und über ihnen die Halbkugel der schimmernden blauen Nacht.

All das wird getragen von dem Christabend im Schnee. Ich kann kein einziges Weihnachtsfest nennen, das nicht weiß gewesen wäre, keine Vesper, die den Erdböden dunkel und naß und schneearm gesehen hätte. Es mag sein, daß ich mich da irre, trotz des alten Lorenz; aber ich will dem gar nicht nachgehen; ich will mir aus meiner Kinderzeit außer allem andern auch die Irrtümer bewahren, wenn sie nur geeignet sind, mir diese Zeit lebendig zu erhalten. So sage ich also, wenn mich jetzt meine eigenen Kinder danach fragen: „Ja, wir zu unserer Zeit haben immer Weihnacht im Schnee gehabt.“

SIEGFRIED V. VEGESACK: EIN SAME WEIHNACHT



Es war vor dem Kriege. Ich studierte in Berlin, die Ferien waren zu kurz und die Reise in meine baltische Heimat zu weit, so konnte ich zum erstenmal zu Weihnachten nicht nach Hause fahren. Das kam mir aufregend, fast heroisch vor: Ich fühlte mich wie ein Mann, der einem verwegenen Abenteuer entgegen geht. Mit selbstquälischer Grausamkeit beschloß ich, alle Torturen dieses Abenteuers auszukosten, keine Bekannten, die mich freundlich eingeladen hatten, aufzusuchen und ganz allein den Weihnachtsabend zu verbringen.

Am Nachmittagbummelte ich durch

die Straßen, blieb vor den Schaufenstern stehen und zwang mich, den Christbaum schmuck eingehend zu betrachten. Ja, genau solche funkelnde bunten Kugeln hingen zu Hause an unserem Baum, solche Ketten und Silberfäden, die wir „Christkindleins-Haar“ nannten.

Aber die richtigen Sterne konnte ich nirgends finden. Um meine Qual zu erhöhen, betrat ich sogar die Geschäfte und erkundigte mich nach den zackigen Sternen. Aber die, die man mir vorlegte, waren viel zu blank. Das Fräulein packte verzweifelt ganze Bände von Kästchen auf, versicherte, daß es schönere Sterne gar nicht geben könne — aber ich ließ mich nicht täuschen: es waren doch nicht die richtigen.

Dann kam ich an den Verkaufsständen der Weihnachtsbäume vorbei. Als ich den herben Geruch der Tannennadeln spürte, wurde mir ein wenig flau. Schnell wollte ich weitergehen, aber ich zwang mich, stehen zu bleiben und die Bäume aufmerksam zu betrachten, als wollte ich einen kaufen. Aber keines gefiel mir; jedes hatte irgend einen Fehler: Das eine war zu mager, das andere zu rundlich. Die Verkäuferin zog mich von einem Tännchen zum anderen; sie wurden immer billiger. Aber selbst geschenkt hätte ich keines genommen: Weihnachten ohne Christbaum, das war ja die große Sensation, die ich mit allen Qualen genießen wollte.

Eine Orgel brummte; ich betrat eine kleine Kirche, nahe am Wilhelmplatz. Alle Stühle waren schon besetzt, ich blieb am Eingang stehen. Lange starre ich auf die beiden Weihnachtsbäume, die neben dem Altar brannten, und kniff mich in die Finger. Als dann aber

„O du fröhliche...“ angestimmt wurde, fühlte ich plötzlich, wie etwas Heißes in mir aufstieg; die Lichter fingen merkwürdig an zu flimmern, und ich rannte hinaus.

Dann saß ich in einem Café, das trostlos ausgestorben war, obgleich ein Plakat „stimmungsvolle Weihnachtsfeier“ ankündigte. Die Leere war bedrückend. Der Kellner versicherte mir, das Fest werde um acht Uhr beginnen. Aber vor dieser stimmungsvollen Feier hatte ich eine noch größere Angst. Ich zählte und ging.

Auf dem Bahnhof Friedrichstraße besiegte ich den Zug, um nach Charlottenburg zu fahren, wo ich wohnte. Ein älterer Herr saß im Abteil mir gegenüber und las in einem Buch. Nach einiger Zeit klappte er das Buch zu und legte es beiseite. Wir kamen ins Gespräch.

„Ja, heute ist Weihnachten“, meinte er nachdenklich, „der unangenehme Abend im ganzen Jahr, wenn man allein ist! Sie fahren wohl zu Ihren Eltern, Geschwistern, Freunden oder Bekannten, aber ich fahre — ja, wie soll ich Ihnen das erklären — ich fahre einfach so spazieren, in der Ringbahn immer um die Stadt herum! Das mache ich immer am Heiligen Abend. Denn ich habe niemand, zu dem ich fahren könnte, und in meinen vier Wänden halte ich es nicht aus. In den Lokalen erst recht nicht. Ich sage Ihnen, junger Mann, für den Fall, daß Sie einmal ganz allein zu Weihnachten sein sollten: In der Eisenbahn ist es am leichtesten. Man ist allein und doch nicht ganz allein. Menschen steigen ein und aus, immer neue Gesichter. Und die Hauptfahrt: man bewegt sich; man kann sich doch einbilden, daß man irgendwohin fährt, daß man irgendwo erwartet wird.“

Wir waren längst über Charlottenburg hinausgefahren, als der alte Mann sich erhob: Jetzt müßt er wieder umsteigen. Das sei das einzige Schwierige: immer auf verschiedenen Stationen die Züge zu wechseln. Und da ich wirklich zurückfahren mußte, stieg ich mit ihm in den nächsten Zug.

Noch lange fuhren wir an diesem Weihnachtsabend rund um Berlin spazieren, wechselten bald hier, bald dort die Züge und fanden fast überall leere Abteile. Es war, als lägen die Züge nur für uns. Und der alte Herr erzählte, und ich erzählte, und bald kam es mir so vor, als hätten wir uns schon lange gekannt.

„Wissen Sie, junger Mann“, fuhr der alte Herr fort und beugte sich ein wenig vor, „was das Schlimmste ist, wenn man zu Weihnachten allein sein muß? Das ist nicht etwa, daß niemand an einen denkt, daß man keine Geschenke bekommt. Nein, viel schlimmer ist: daß man niemandem etwas geben kann. Denn das ist es eben: man will die Freude eines anderen sehen, miterleben oder wenigstens ahnen. Wer aber wirklich allein ist, der ist von dieser Mifreude ausgeschlossen... Aber auch dafür habe ich mir ein kleines Mittel ausgedacht, ein heimliches Mittel, das mir über diese traurigen Weihnachtsabende hinweghilft, mich etwas tröstet!“ Bei diesen Worten zog der alte Mann einen Briefumschlag aus der Tasche.

„Sehen Sie, junger Mann“, sprach er geheimnisvoll weiter, „hier habe ich das Mittel aufgeschrieben, und ich bitte Sie um die Freundschaft, es aufmerksam zu lesen, denn ich muß jetzt doch aussteigen. Ich bin nun schon zwei Stunden gefahren, bin müde und will ins Bett. Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Gesellschaft. Vielleicht treffen wir uns am nächsten Heiligen Abend.“

Der Zug hielt. Der alte Mann drückte mir die Hand, stieg aus, winkte mir noch zu und verschwand rasch im Dunkel.

Während der Zug sich wieder in Bewegung setzte, öffnete ich neu-

gierig den Briefumschlag: Er enthielt nichts als einen Hundertmark-

schein — kein Wort, keine Adresse.

Ein wenig beschämte ich da: Ich war auf meine einsame Weih-

nacht so stolz gewesen, aber ich hatte doch ein Zuhause, ich konnte doch an jemanden denken. Vor dem grausamen Alleinsein dieses alten Mannes, der am Heiligen Abend in der Stadtbahn spazierenfuhr, ver-

bliebste meine vorübergehende Einsamkeit zu einem harmlosen Abenteuer.

Weitere Beiträge von Emil Haidas, Max Halbe, Robert Hohlbaum, Guido Holzeneyer, Karl Röttger und Peter Seher folgen in unserer Nummer vom 24. Dezember.

Deutsche Dichter

ERZÄHLEN VON IHREM WEIHNACHTSERLEBNIS

FORTSETZUNG DER BEITRÄGE IN UNSERER NUMMER VOM 10. DEZEMBER

KARL RÖTTGER: DAS GROSSE STAUNEN



Als ich zwanzig Jahre alt war, kam ich als junger Lehrer ins Heidedorf. Ich erlebte da die Fülle der Bilder einer mir bis dahin unbekannten Landschaft, in der ich fast verlaufen unter sank. Erlebte nicht nur die Landschaft, die Erde, sondern auch die Menschen und ihr Tun am Land, stand in freundlichem Verkehr mit Menschen, dem Hauptlehrer und seiner Frau, denen ein paar schöne und begabte Kinder heranwuchsen, dem zweiten Lehrer und einigen Ortsbewohnern — erlebte die Jahreszeiten vom lichten, hellen Frühling über den glühenden Sommer hinweg bis zum bunten Herbst,

die Ernte, die Herbstaussaat, die vor allem in den Nächten fast mythisch über das Land hingen.

Im Dezember kamen klare Froststage; und da steh' ich eines Abends in der Dämmerung im späten Advent im Schatten der Scheune des Wirtes und Kaufmanns, in dessen Haus ich meine Mahlzeiten bekam. Ich steh' da und träume in die große Stille der weiten, ebenen Landschaft und erhorche nur ein gedämpftes Reden. Es sind Kinderstimmen. Ich beuge den Kopf vor und sehe vor dem kleinen Schaufenster des Kaufmanns ein paar Bauernkinder stehen, die wohl von den verstreut im Umkreis liegenden Höfen noch geführt sind.

Die Luft ist ganz still; die Kirche liegt dunkel; das Pfarrhaus weiterhin ist nicht zu sehen. Die Wohnung des Hauptlehrers ist schräg gegenüber, das Haus des Wirtes und Kaufmanns steht etwas abseits der Landstraße. Aus den unverhangenen Fenstern der Wirtschaftsstube fällt das Licht auf den Platz rechts von der Haustür. Das Schaufenster strahlt nur wenig Licht aus. Da stehen die Kinder.

Jetzt tritt die zwölfjährige Tochter des Hauptlehrers hinzu, und das Gespräch der Kinder geht in gedämpftem Ton weiter.

Sie betrachten, was da im Fenster ausgelegt ist. Ein Ton ganz großen Staunens, einer ganz großen, verhaltenen Freude ist aus den wenigen Worten vernehmbar, die ich erhasche: wenn sie die Titel der Bücher lesen, die Bilder einander erklären, wenn den bunten Tornister mit leisen Worten und Blicken bestaunen, den Baumenschmuck.

Und ja, etliche Paar Holzschuhe stehen da (ich habe sie am Nachmittag schon angelehnt), die entzücken die Jungen, weil sie über der Spanne glänzendes, schwarzes Leder mit einer roten Kante haben. Die Mädchen aber finden eine Kinderschlürze, ein buntes Halstuch über die Mäuse schön.

Ich überlegte, ob ich hinter die Kinder treten und mit ihnen schauen sollte; denn wenn ich auch die Dinge im Fenster schon angesehen hatte, mich dünkte, sie wären nun erst eigentlich als das da, was sie in Wirklichkeit waren: Festfreude, Festgeschenke. Da ich aber die scheue Art der Kinder kannte, blieb ich stehen und wartete, bis die Magd vom Lehrerhaus nach Lotti rief und die anderen Kinder die Landstraße hingingen oder in den Handweg neben der Kirche einbogen, um zu den einfachen Höfen zu kommen.

Ich saß nachher sehr verträumt in der Wirtschaftsstube, aß und ging bald heim. Ich saß im Dunkel meiner Stube bei glimmender Zigarette und hatte das Gefühl, es müsse süß sein, wenn man jetzt ein wenig weinen könnte. Dann fragte ich mich: „Warum weinen?“ Und die Stimme des Herzens antwortete: „Nicht wegen deiner Einsamkeit, sondern aus Glück, daß so ein armeliges Dorfschaufenster ein solches Entzücken machen kann!“

Und es ging mir auf: die Schönheit der kleinen Dinge, der Armut, und was das Herz der Kinder schwelen mache, die aus der Armut und Einsamkeit kommen: das große Staunen...

Ich ging früh zu Bett, schlief aber nicht gleich ein. Eine Traumwelt langer und vergangener Tage umspielte mich noch lange, bis

das Wachen in den Schlaf übergegangen war, so ganz leicht, so ganz von selbst.

Anderntags schrieb ich meinen Eltern in die Kleinstadt, sie möchten mir einige Dinge schicken, die auf dem Boden oder in der Kammer unbeachtet und vielleicht verstaubt ständen: Mühselspiel und Dameispiel, Domino, Lotto, ein Buch (oder zwei), Dinge der verlorenen Kindheit.

Ich wollte ein paar Kinder zu mir bitten, ihnen die Spiele zeigen, mit ihnen spielen.

Hatte ich meine Kindheit vergessen gehabt? Hatte ich vergessen gehabt, was mir selber Advent und Weihnachten gewesen waren?

Indem ich dies, nahe den Schatz, schreibe, weiß ich auf die Frage keine Antwort zu geben. Aber ich glaube, daß mir nach diesem kleinen Erlebnis und durch dieses kleine Erlebnis meine Jugend erst eigentlich wieder kam. Ich hatte sie wohl nicht — vergessen gehabt, während ich auf der Schule war; es muß doch ein fernes Erinnern in mir gewesen sein, da ich doch jedes Weihnachtsfest in den Jahren des Werdens und der Junglingszeit im Hause meiner Eltern zu brachte. Aber es war nun so, daß mir jetzt, mit einundzwanzig Jahren, die Augen eines kleinen Jungen entgegenschauten, der ich selber gewesen war. Oder besser noch: ich, der Erwachsene, schaute einem Kinde zu, da das irgendwo im Raum der Welt war, schaute wie jene Kinder im Heidedorf auf frostharter Landstraße, schaute und voll großen Staunens vor den Schaufenstern der jahrtäglich veränderten Kleinstadt. Gegen die armelige Auslage des Dorfkaufmanns war das wie Pracht und Glanz gewesen (dünkte mich nun); das Fenster beim Buchbinder mit der Fülle der Bilderbücher und Erzählbücher, die Fenster mit den vielen Reihen von Puppen, mit den Geweben, den Flöten, den Trommeln, den kleinen Seigen, den Darbukken, den Maßbüchern, den vielen und reichen Christbaumenschmuck, den Kerzen in bunten Kästen, mit all den schönen, glänzenden Dingen, von denen ich mir bei der Armut meines Vaters doch nur sehr wenig erhoffen konnte.

Mein Vater war Schuhmachermeister; er arbeitete mit einem Sellen. An Arbeit fehlte es nie, aber vor Weihnachten häufte sie sich fast unübersehbar. Da waren unzählige Paare gestrickte Pantoffeln oder Plüschtupftoff zu machen, Geschenke von Gatten untereinander, oder von Kindern an die Eltern, oder von Eltern an die Kinder; da waren Laufschuhe zu fertigen für die kleinen Mädchen und Stulpenschuhe für die Knaben. Gearbeitet wurde dann von morgens früh bis abends um zehn und kurz vor dem Fest bis mitternachts. Aber mein Vater, vom Schicksal geplagt durch die Krankheit zweier Söhne, die beide Anfang der Zwanzig starben, brachte „nichts vor sich“, blieb arm; doch ein freundliches Weihnachtsfest bescherten er und die Mutter uns immer. Ich erinnere mich, daß die Mutter in all der unsäglichen Mühe und Arbeit vor Weihnachten doch immer nur lächelte. Sie machte es — ich weiß nicht, wie — möglich, neben der vielen Hausarbeit in der Werkstatt zu helfen und die Pantoffel zu säumen, sie mit einem bunten Band „eingefaßt“. Wie Kinder haben ihren feinen und flinken Händen oft zugesehen und die bunten Stickmuster der Pantoffel bestaunt.

Das Fest aber begann am Heiligen Abend, wenn wir zu Bett gingen. Es begann mit einem großen, fast heiligen Gefühl: Nun kommt das Wunder und Mysterium wieder in unser Haus.

Wir lagen noch mit wachen Augen in unseren Betten, in dem Dunkel der Kammer, und schliefen dann doch hinüber in einen sanften, schimmernden Traum. Dunkel und Stille der Nacht gebaren das Wunder, das am Morgen sich aufstellt. Vater und Mutter schmückten nachts den Baum, bauten darunter die Krippe auf mit den Schäfchen und den Engelspuppen, legten die Geschenke unter die Zweige des Baumes, fein gesondert für jedes der Kinder.

Später half bei diesem nächtlichen, feierlichen Tun der älteste Bruder, Gustav, der mit 24 Jahren einen schweren Tod starb, und dessen gürtige Augen aus dem Leid seiner Krankheitsjahre mich so mild ansahen, als habe das Leben ihm nur Gutes beschert. Aus dem Dunkel der heiligen Nacht begann in der Frühe des Festtages schweres, bronzenes Glockengeläut vom Andreasturm. Ich wußte nicht, daß wir Kinder es einmal überhört hätten. Die Dämmerung war noch nicht da, aber wir standen logisch auf.

wuschen uns, kamen uns und zogen uns an. Dann gingen wir hinunter. Die Eltern kamen uns schon aus ihrer Schlafkammer entgegen. Den Finger auf dem Mund, ging der Vater in die Sonntagsküche, wir warteten eine Weile schweigend und folgten ihm dann, und mit einem ganz großen „Ah“ standen wir im Schein des Weihnachtsbaums. Es war wohl seltsam, aber das erste war nicht, nach den Geschenken zu schauen, sondern ein Lied zu singen. Und dann, wenn wir das Dargebrachte bestaunt und bewundert hatten: noch ein Lied und noch eins. Wenn der Vater die Kerzen lösste, war der Tag endlich da, und wir konnten uns zu duftendem Kaffee und Kuchen niedersetzen.

MAX HALBE: MARZIPAN



Phot. Hans Hildebrand

Die dunklen Adventstage mit ihrem geheimnisvollen, hintergrundigen Treiben im Hause und ihrem prickelnden Ahnen, Harren und Bangen sind da. Seit Wochen hat man nicht ins Freie können. Alles Leben hat sich im Hause gesammelt, verdichtet. Eines Tages hat es plötzlich nach Pfeffernüssen und Backwerk geduftet. Es muss gerade frisch aus dem Ofen gekommen sein; man riecht noch die knusprigen Mandeln, den verbrutzten Honig. Und schon geht das Zauberwort Marzipan um. Marzipan! Das ist eine Welt für sich. Keiner bakt das so gut wie die Mutter. Sie hat ein Rezept, um das

schon der Efeu der Sage rankt. Es heißt, sie hat es von ihrer Mutter, die es wieder von ihrer Mutter hatte. Aber man kommt nie so recht dahinter. Es ist ein Geheimnis darum, obwohl doch jeder im Hause weiß, daß es eigentlich ganz einfach sich nur um Mandeln und Zucker weiß, daß es eigentlich ganz einfache handelt, und sonst um nichts. Aber wie sie die Mandeln abschält und reibt, jede Mandel gleichsam ein Einzelwesen, und wie sie sie knetet und mischt und mit dem Mengeholz wälzt und den Zucker daruntermengt — Puderzucker muß es sein, allerfeinst — und wie und was es noch alles an kleinen Kunstgriffen gibt! Und daß nur nicht zuviel Rosenwasser hineinkommt, aber auch ja nicht zuwenig! Die Masse muß sich erst binden, und stehen muß sie so und so lange, keine Minute darüber...

Oh! Der neunjährige kleine große Junge, der eigentlich noch von nichts wissen dürfte — er passt gut auf, er hat seine Augen überall, hat wohl auch beim Mandelreiben mithelfen dürfen und ab und zu von dem werdenden Teig genascht. Jetzt ist die Masse so weit, daß man sie rollen kann; es gibt einen halbfingerdicken, teils runden, teils ausgefransten Fladen. Die Formen her, Herzen, Halbmonde, Monde, damit man die Böden fein läuferlich aus dem saftigen Marzipanteig ausschneien kann. Dann mit dem Rädchen die Ränder aus der neuem gerollten Masse herausgeradelt, die Böden vorsichtig ringsherum mit Rosenwasser befeuchtet, die Ränder daraufgelegt und mit sanftem Fingerdruck festgesteckt. Sieht da! Die Gebilde sind fertig! Läuft uns nicht allen, die dabeiheilen und helfen dürfen, das Wasser im Munde zusammen? Aber nein! Noch ist des Kunstwerks kein Ende! Edler Stoff braucht auch edle Form, und zur edlen Form gehört die letzte Hand: mit der Stricknadel werden die Ränder der Halbmonde, Monde und Herzen gekerbt, ehe sie in Reihe und Glied auf dem Eichenbett in den glühenden Backofen fahren. Für wenige Minuten nur! Da heißt es aufpassen! Es darf sich nur goldgelb bräunen! Wehe, wenn es im letzten Augenblick verbrennt!... Das Werk ist getan! Es duftet lieblich, verführerisch durch den Raum. Es duftet nach Märchenzeit. Aber ist wirklich alles getan? Fehlt nicht noch der Zukerguß, schön mit Rosenwasser angerichtet? Fehlt nicht zu guter Letzt auch die Früchteverzierung, Zitronat, Orangeat, verzuckerte Walnuss und Quitten, alles hübsch in winzige Stückchen geschnitten und mit Gefühl für Farbenwerte zusammenkomponiert? Das ist noch etwas für eine still Stunde, wenn die Mutter ganz für sich ist, kurz vor dem Fest. Einstweilen wird der ganze Marzipanberg in der „großen Stube“, dem Saal, verstaut. Da ist es schön kalt, und abgeschlossen ist sie auch; den Schlüssel bewahrt die Mutter an einem geheimen Platz. Nur der Vater holt ihr sich einmal und stattet der großen Stube seinen Besuch ab. Er bleibt hübsch lange. Das Knabenerz klopft. Wenn doch schon Weihnachten wäre!

Weihnachten kommt. Reif und Frost kommen mit. Drüben im „Irrgarten“ stehen die Birken, Erlen und Haselnusssträucher in blühenden Mänteln von Reif. Reif liegt auf der Dorfstraße, überzuckert die Klütern und Klumpen, die sich der Frost aus dem Morast zusammengeballt hat: ein Bildhauer des Primitiven, der frei nach der Natur arbeitet. Reif bedeckt die Dächer der Häuser und Katen jenseits der Mottlau. Eine blutige Riesenmelone, von Nebelschwaden

gespenkelt, will hinter den „blauen Bergen“ versinken. Der Tag ist der kürzeste im Jahr. Es ist kaum halb vier. In einer Stunde steht schon der Vollmond am Himmel. Die Dämmerung bleibt. Ich stehe am Fenster und drücke mir die Nase an den kalten Scheiben platt. Was wird der heutige Abend bringen, der Weihnachtsabend? Was wird er mir über zehn Jahre bringen? Ich habe die Großen so oft „vom Leben“ sprechen hören. Was ist das, das Leben? Die waren doch auch mal so wie ich? Jetzt sind sie alt! Wie das sein mag, wenn man alt ist? Irgend etwas in mir tut auf einmal weh, als müßte ich zerspringen! Irgend etwas sehnt sich, ich weiß nicht, wonach! Vom Hausflur kommen plötzlich Stimmen, schwimmen Töne, Gesang... Die Dorfkinder mit ihren Weihnachtsliedern sind da, und der Weihnachtsbaum brennt... Und dann... Dann ist auch das wieder vorbei! Im Hausflur Klingt noch immer von hellen Kinderstimmen ein altes Lied. Es ist, als müßte mir das Herz brechen... Aber zwei, drei Stunden später, unter dem Lichterbaum, ist der frühzeitige Wehnschmerz vergessen (verwunden ja nicht!), das Marzipanherz, ganz oben auf dem Teller, schmeckt großartig! Ich habe ja selbst dabei mitgeholfen.

Mit Genehmigung des Verlags Knorr & Hirth, München, entnommen aus Max Halbes Erinnerungsbuch „Schöll und Schädel“

EMIL HADINA: ERLEBNIS DER HEIMAT



Archivbild

Nicht um die Neujahrsfeuer hochsommerlicher Nacht dreht sich das Jahr, nicht um Frühlings Einzug und Herbstbeginn in erleuchteten Straßen und Sälen, Tempeln der Kunst und glänzenden Hallen frohbeschwingter Geselligkeit. Seine Aktion ist und bleibt das Weihnachtsfest. Nicht nur für die Kinder, nicht allein für die Gläubigen und Träumenden unter den Menschen. Für alle Welt ist hier, einmal im Kreislauf der zwölf Monde, der große Licht- und Rastbaum errichtet, der unsere Fahrt bestimmt, danach wir die Jahre unseres Lebens zählen und müssen sie so und so lange, keine Minute darüber...

Und die Sonnenwendfeuer hochsommerlicher Nacht dreht sich das Jahr, nicht um Frühlings Einzug und Herbstbeginn in erleuchteten Straßen und Sälen, Tempeln der Kunst und glänzenden Hallen frohbeschwingter Geselligkeit. Seine Aktion ist und bleibt das Weihnachtsfest. Nicht nur für die Kinder, nicht allein für die Gläubigen und Träumenden unter den Menschen. Für alle Welt ist hier, einmal im Kreislauf der zwölf Monde, der große Licht- und Rastbaum errichtet, der unsere Fahrt bestimmt, danach wir die Jahre unseres Lebens zählen und müssen sie so und so lange, keine Minute darüber...

Und die Sonnenwendfeuer hochsommerlicher Nacht dreht sich das Jahr, nicht um Frühlings Einzug und Herbstbeginn in erleuchteten Straßen und Sälen, Tempeln der Kunst und glänzenden Hallen frohbeschwingter Geselligkeit. Seine Aktion ist und bleibt das Weihnachtsfest. Nicht nur für die Kinder, nicht allein für die Gläubigen und Träumenden unter den Menschen. Für alle Welt ist hier, einmal im Kreislauf der zwölf Monde, der große Licht- und Rastbaum errichtet, der unsere Fahrt bestimmt, danach wir die Jahre unseres Lebens zählen und müssen sie so und so lange, keine Minute darüber...

Und die Sonnenwendfeuer hochsommerlicher Nacht dreht sich das Jahr, nicht um Frühlings Einzug und Herbstbeginn in erleuchteten Straßen und Sälen, Tempeln der Kunst und glänzenden Hallen frohbeschwingter Geselligkeit. Seine Aktion ist und bleibt das Weihnachtsfest. Nicht nur für die Kinder, nicht allein für die Gläubigen und Träumenden unter den Menschen. Für alle Welt ist hier, einmal im Kreislauf der zwölf Monde, der große Licht- und Rastbaum errichtet, der unsere Fahrt bestimmt, danach wir die Jahre unseres Lebens zählen und müssen sie so und so lange, keine Minute darüber...

Und die Sonnenwendfeuer hochsommerlicher Nacht dreht sich das Jahr, nicht um Frühlings Einzug und Herbstbeginn in erleuchteten Straßen und Sälen, Tempeln der Kunst und glänzenden Hallen frohbeschwingter Geselligkeit. Seine Aktion ist und bleibt das Weihnachtsfest. Nicht nur für die Kinder, nicht allein für die Gläubigen und Träumenden unter den Menschen. Für alle Welt ist hier, einmal im Kreislauf der zwölf Monde, der große Licht- und Rastbaum errichtet, der unsere Fahrt bestimmt, danach wir die Jahre unseres Lebens zählen und müssen sie so und so lange, keine Minute darüber...

ROBERT HOHLBAUM: WIE ICH WEIHNACHTEN ERLEBTE UND ERLEBE



Phot. Koppel

Es wird wohl jedem so ergehen, daß er in seinem Leben dieses Fest immer wieder in anderer Gestalt erlebt. Als Kind, als junger Mensch, als Mann, in großen Familienkreisen, einsam oder mit ganz wenigen Vertrauten. Meine Kinderweihnacht ist un trennbar mit der schlesischen Landschaft, meiner Heimat, verbunden. Damals war die meteorologische Welt noch in Ordnung; es gab Linde Frühlinge, heiße Sommer, frische Herbst und schneereiche Winter. Wie schön war der verschneite Wald des Altwaigerberges, wie glatt die Schlittbahn, wie funkelnd stand der erste Stern im gläsernen Winterhimmel! Ich kann mich nicht erinnern, daß diese Kinderweihnachten jemals anders gewesen wären! Zu Mittag gab's nur Kaffee und Striezel (ein schlesisches Gebäck).

Kaffee und Striezel (ein schlesisches Gebäck). Diese Afzese, dieses ungewohnt spartanische Mittagmahl gehörte dazu, gab dem Ganzen die vorbereitende Weihraum. Und dann erzählte mir meine von mir über alles geliebte Großtante — ein stadtbekanntes Original — immer dieselben traditionellen Geschichten, gruselige Dinge von Jagderlebnissen meiner beiden Großväter, in denen ein Wildschwein und ein Luchs eine von mir mit immer neuem Schauder genossene dämonische Rolle spielten. Tradition, das war der Grundgedanke unserer Weihnachten. Wir aßen jahraus, jahrein aus denselben Schüsseln, von denselben Tellern, mit denselben Bestecken den Karpfen in süßer Soße, und an dem Christbaum hingen jahraus, jahrein dieselben Bäckereien, Schweizerkuchen, Vanillebutter, Sternberger Kipfeln und wie die Herrlichkeiten alle hießen, und dieselben Bonbonniere, von denen mir ein Bierkrug aus violettem Samt in besonders unauslöschlicher Erinnerung ist.

Dass diese Weihnachtstage so schön waren, mag wohl die folgenden noch dunkler erscheinen lassen. Meine Mutter starb acht Tage nach meinem Abitur, mein Vater blieb als todkranker Mann zurück. Und mit diesem fast schon Sterbenden verlebte ich Weihnachten in einer südländischen Gegend ohne Schnee, ohne Heimlichkeit, in einem nüchternen Hotelzimmer. Seit diesem Tag ist mir die Weihnachtszeit, in einem niedrigen Hotelzimmer, verloren, und ich kann sie nur für Augenblicke im Kreise meiner Familie wiederfinden. Aber, wie gesagt, es sind nur Augenblicke des Vergessens. In den Adventstagen überschattet mich schon eine dunkle Melancholie, und je näher der Tag des Festes rückt, um so schwerer wird mir, um so schwerer bedrückt mich ein Leid, das sich schließlich zum Weltleid verdichtet. In diesen Tagen liegt alles Schwere auf mir, was Menschen um mich erduldet haben; jeder Hungende, jeder Frierende ist mir eine furchtbare Mahnung. Ich möchte helfen, beglücken und erleben meine Ohnmacht, und es bleibt nichts übrig, als mich in mich selbst zurückzuziehen; denn das wenige, was ich tun kann, ein kleines Glück zu stiften, ist viel zu gering, als daß es den großen Vorwurf von mir nehmen könnte. Dann überkommt mich die ganze Not des Sudetendeutschen Landes. Meine alte gute Tante und Ziehmutter freilich geht da von Haus zu Haus und gibt aus ihren Fargen Mitteln, lindert, wo sie lindern kann, und das tun ja fast alle in diesem Lande, in dem eine Volksgemeinschaft aus blutiger Not entstand.

ANTON SCHNACK: DIE SINGENDEN ENGEL



Archivbild

Im himmlischen Winde herangeweht,
Die singenden Engel, seht!
Sie haben Kristall im gefalteten Haar,
Goldshein aus ewigem Gottesjahr,
Licht um sie geht und steht.

Sie singen von Engeln, gemacht aus Blau,
Von ihren Flügeln tropft der Tau,
Sie haben ihn abgestreift
Beim Fluge durch die Weihnachtsau,
Von silbernem Schnee bereift.

Sie singen, und die Flöte tönt nebenan,
Sie singen von einer Kometenbahn,
Sie singen von einem Stern im Wind,
Sie singen von einem begnadeten Kind,
Wie die Menschen noch keines sahn.

Der singenden Engel Liedandacht
Tönt verheißungsvoll durch die Weihnachtsnacht,
Erweckt den Saft in Busch und Dorn,
Den Keim im erdversenkten Korn:
Das Licht hat wieder Macht.

PETER SCHEIBER:

DAS WEIHNACHTSPAKET



Phot. Wanne

Am Vorweihnachtstag, in der Dämmerung, kam Gerhard mit einem Gesicht zu mir, das alles andere als Feststimmung ausstrahlte.

„Bist du es, oder bist du es nicht?“ sagte ich, während er auf einen Stuhl sank und wie ein Häufchen Elend dastand. Es fiel mir auf, daß er die eine Hand gegen die Backe preßte. „Du hast doch nicht etwa zu Weihnachten Zahnschmerzen bekommen?“

„Nein“, sagte er mit abwesendem Ausdruck und seufzte schwer, „das nicht, aber —“

„Was ist denn, mein Guter?“

„Mensch“, sagte Gerhard, „es gibt Dinge! Ich habe immer geglaubt, Weihnachten sei das Fest der Liebe!“ Und er preßte wieder seine Backe mit schmerhaftem Ausdruck.

„Also, was ist geschehen?“ fragte ich energisch. „Drück dich, bitte, nicht so schweigend in Andeutungen aus. Tu den Mund auf, Gerhard! Es wird dich erleichtern.“

Da fasste er sich und erzählte:

„Du weißt, wie ich mit meiner Frau stehe. Sie ist ein anständiger, ja sogar ein großzügiger Mensch. Aber so entsehlich temperamentvoll! Unter Zusammenleben war auf die Dauer nicht möglich — trotz des Kindes — trotz meiner kleinen Lotte.“

„Eurer Lotte!“ warf ich ein.

„Gewiß!“ sagte Gerhard etwas verdutzt. Dann fuhr er fort: „Meine Frau ist gut zu dem Kind — ich kann es nicht anders sagen. Aber zu mir ist sie eben nicht gut.“

„Und du zu ihr?“ fragte ich wie ganz beiläufig. Er fuhr zusammen und sah mich mit unbestimmtem Ausdruck an.

„Du bist nach wie vor mit der kleinen Kunstmalerin befreundet?“ fragte ich.

„Das ist es ja eben!“ sagte Gerhard. „Meine Frau kann mir das nicht verzeihen — obgleich sie mich sonst so unzweideutig ablehnt. Ist das nicht ungerecht?“

„Ich sage: „Vielleicht. Vielleicht ist es dennoch menschlich begreiflich.“ Aber weiter, Gerhard!“

„Nun also“, fuhr er brüllend fort, „heute nachmittag — am Nachmittag des Heiligen Abends — mache ich ein Paket für meine Frau und das Kind zurecht — allerhand nette Sachen unter den Weihnachtsbaum. Ich bin in der weihevollen Stimmung, wie ich die vier Treppen hinaufsteile. Ich drücke auf die Klingel; mir klopft das Herz bei dem Gedanken, daß ich im nächsten Augenblick der Frau und dem Kind gegenüberstehen werde. Da —“

Gerhard hätte nicht wirkungsvoller eine Kunspause machen können. Aber es war ihm wirklich ernst; ich sah, daß ihm Schweiß auf der Stirn stand. Er seufzte und fuhr fort: „Da geht die Tür auf. Meine Frau steht in der Tür. Du? sagt sie. „Ja, ich“, erwiderte ich. „So“, sagt sie, nach sechs Wochen! Ich sah, wie ihr das Blut zu Kopf steigt. Ich will ihr das Paket mit den Geschenken in die Hände legen. Mir ist ziemlich jämmerlich zumute, kannst du dir denken. Da — holt sie aus und hau mir eine Ohrfeige herunter. Die Tür zu und den Schlüssel herum! Draußen stand ich. Heiliger Abend!“ sagte Gerhard, stützte den Kopf auf beide Hände und saß schwiegend da.

„Hm“, sagte ich, „hör mal zu, Gerhard! Glaubst du, daß du besser gehandelt hast als deine Frau — trotz der Ohrfeige?“

„Wie meinst du das?“ fragte er unsicher und mit abgelehntem Gesicht. „Ich meine so —“ erwiderte ich. „Aber nimmt doch erst mal eine Zigarette. Da ist Feuer. Gut so, Gerhard. Du hast es fertigbekommen, sechs Wochen lang nicht zu deiner Frau und dem Kind zu gehen. Gut — vielmehr nicht gut. Wie oft hast du in dieser Zeit deine Freundin getroffen?“



deutschen Familie soll der Weihnachtsbaum brennen!

Ansicht des Fürsters werden die Tannen und Fichten gezeichnet und geschnitten, die dann als Weihnachtsstädte und Dörfer gehen.

(Wehbild.)



Gänse und Karpfen für die Festtage.

Oben: Die Gänse werden nicht mehr „gestopft“, sondern in geräumigen Freizehgen gefüllt, bis sie als „Weihnachtsbraten“ auf den Markt wandern. Unten: Sortieren der „Silvesterkarpfen“. Die kleineren Karpfen werden zurückbehalten und im Frühjahr wiederangesezt.

Presse-Bild-Zentrale (2).

„Das gehört nicht hierher!“ begehrte er auf. „Sie liebt mich, und ich liebe sie. Meine Frau dagegen —“

„Ach so — deine Frau liebt dich nicht! Sag mal, Gerhard, bist du wirklich so schwer von Begriffen, daß dir kein Licht aufgegangen ist, weshalb sie dir die Ohrfeige gegeben hat? Weil sie in ihrem tiefsten weiblichen Empfinden beleidigt war, daß du nach so langer Vernachlässigung glaubtest, mit einem empfindsamen Weihnachtsbesuch alles wieder gutmachen zu können. Habe ich recht oder nicht?“

„Meinst du wirklich?“ fragte er kleinlaut.

„Verlass dich darauf, mein Guter! Du warst begriffsstutzig wie irgendein verliebter Knabe, der hinter einem Schmetterling herjagt und darüber vergisst, daß er seine Schulaufgaben noch nicht gemacht hat. Du hast dieser tapferen und, wie du selbst zugibst, großzügigen Frau zugemutet, daß sie die bitterste Kränkung vergessen soll über ein Weihnachtspaket, das du freundlicherweise im Vorübergehen abgeben wolltest, um vermutlich hinterher mit deiner Freundin Weihnachten zu feiern!“

„Hör auf!“ sagte Gerhard, indem er sich den Kopf mit beiden Händen hielt. „Kein Wort weiter! Du hast ja so recht! Was für ein Esel bin ich gewesen!“

„Viel schlimmer, Gerhard“, sagte ich. „Ein Esel ist ein liebenswürdiges Tier. Du aber warst brutal und bildetest dir noch wunder was drauf ein!“

Gerhard rannte mehrmals auf und ab, dann blieb er vor mir stehen und sagte: „Was nun?“

„Sehr einfach“, erwiderte ich, „wir gehen beide zu deiner Frau. Ich liebe zwar die Geschichten mit dem Happy end nicht sehr, weil sie häufig verlogen sind — aber hier handelt es sich ja auch nicht um eine Geschichte.“

„Du gehst mit!“ jubelte er.

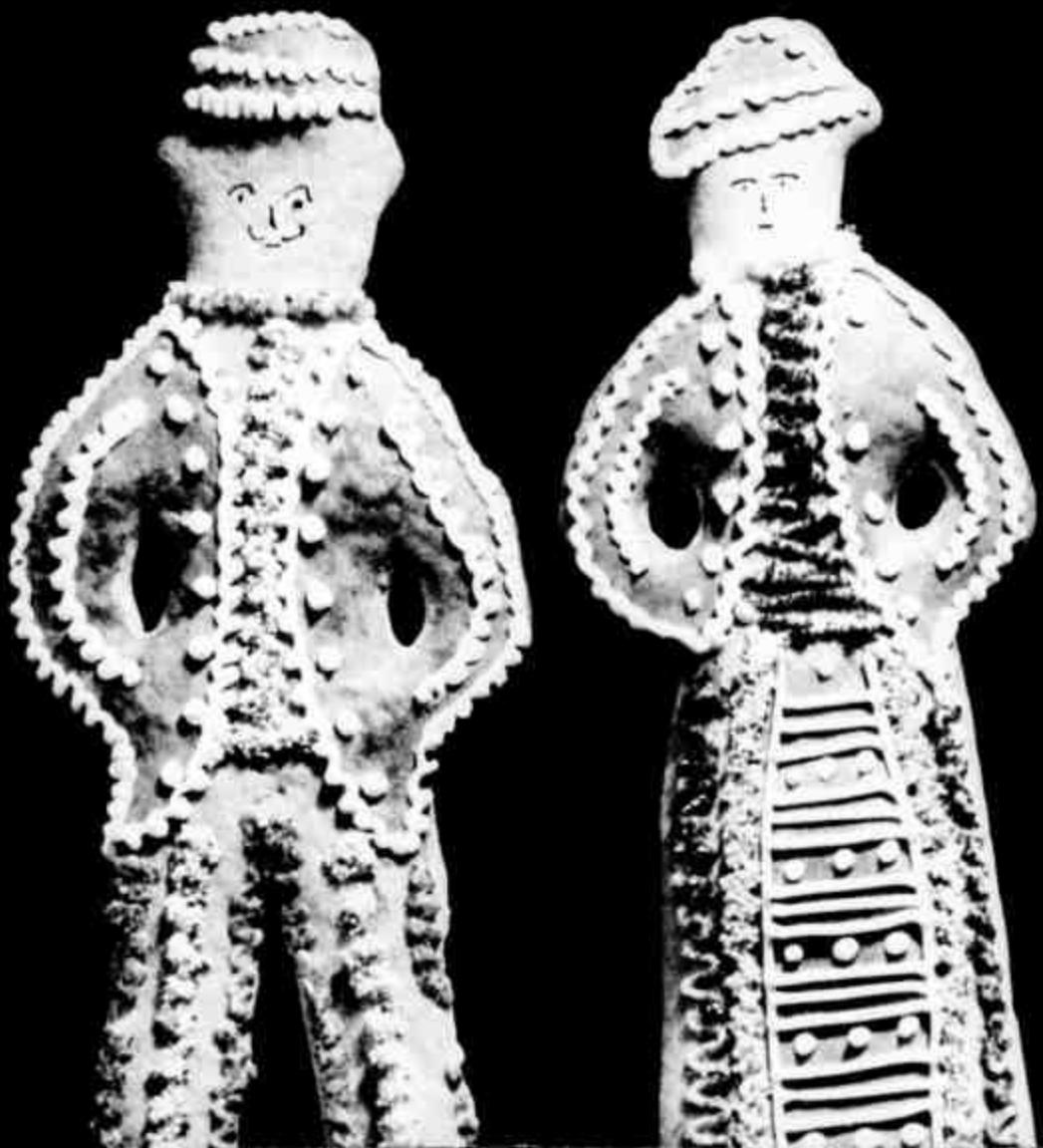
„Ich gehe gern mit“, sagte ich, „denn auch ich bin ein Egoist: Den Heiligen Abend bei euch beschreibe ich mir zu Weihnachten.“

KARPEN POLNISCH

VON GEORG A. H. KORBITZ

Eines schönen Tages zu Beginn des 6. Jahrhunderts richtete der „Lucanus“ des Geheimen Zivilkabinetts Theoderichs des Großen, der Historiograph und erste Professor der sieben freien Künste Cassiodor, an die Präsidenten der Provinzen des Ostgotenreichs ein geharnischtes Rundschreiben, in dem es hieß, die Herren sorgten durchaus nicht in angemessener Weise für den königlichen Haushalt: Ein Privatmann müsse sich allenfalls mit dem begnügen, was die Kelle gerade gebe; auf fürstliche Tafeln jedoch gehörten Delikatessen wie beispielsweise der Donauflachs Karpe. Das ist die erste sichere Erwähnung der „Karpe“, die erst allmählich im Mittelhochdeutschen männlichen Geschlechts ward, sich ein vornehmer klingendes „pf“ zulegte und schließlich noch im 15. Jahrhundert ein „n“ angehängt bekam. Derweilen war freilich auch aus dem schlanken, ranken Wildfisch, dessen kerniges Fleisch schon die Pfahlbauer der jüngeren Steinzeit, wie die Schweizer Funde lehren, zu schätzen wußten, jenem listenreichen Karpfen, der die Fischnetze keck überspringt oder geschickt unterschwimmt, durch jede Lücke schlüpft, sich, der Überlegenheit seines menschlichen Feindes bewußt, in Wiesen verkriecht und in den Schlamm vergräbt ... derweilen war aus diesem klügsten aller Fische dank der Zähmung durch die mittelalterlichen Klosterbrüder ein feister, stupide dreinglotzender Dummkopf geworden, ein Faultier, das nach einem launigen Wort des fischseelenkundigen Karl Jarmer „die eine Hälfte des Jahrs verschläft und die andre dem Lukullus und der Venus weiht“. Ihn hatte das Los aller Haustiere ereilt, die, wie der gut beobachtende Aristoteles einmal urteilt, immer etwas von dem Geisteszustand der sie züchtenden Menschen annehmen.

„Der Venus weiht“ ... seltsam: gerade der uns in solcher Verbindung eigentlich doch kaum fromm und geheiligte erscheinende Lebenswandel des Karpfens ist Ursache, daß der Fisch in weiten Gebieten Deutschlands und Österreichs zur Weihnachts- und Neujahrsspeise geworden ist, und aus demselben Grunde hat er in dem ähnlich veranlagten Hering, dem schmächtigen „Schneider-Karpfen“, in jener Festzeit einen Stellvertreter gefunden. Das klassische Altertum, das den Karpfen zwar kannte, aber als Speisefisch nicht sonderlich schätzte, hat ihm nach der zyprischen Göttin, der schaumgeborenen Aphrodite-Venus, den Namen „Cyprinus“ gegeben, weil er im Sinne dieser Göttin so tüchtig erschien, und noch heute haftet ihm davon der wissenschaftliche Name an. Der Karpfen ist nämlich nicht bloß im männlichen Geschlecht „höchst verliebter Natur“, sondern die erwachsene Karpfen-Madame legt im Jahre 200000 bis 700000 Eier — eine Zahl, bei deren bloßer Vorstellung dem Karpfenzüchter wohl das Herz im Leibe



HANS THOMA

Fünf neue Radierungen in Mappe

Mit einführenden Worten von Dr. J.A. Beringer

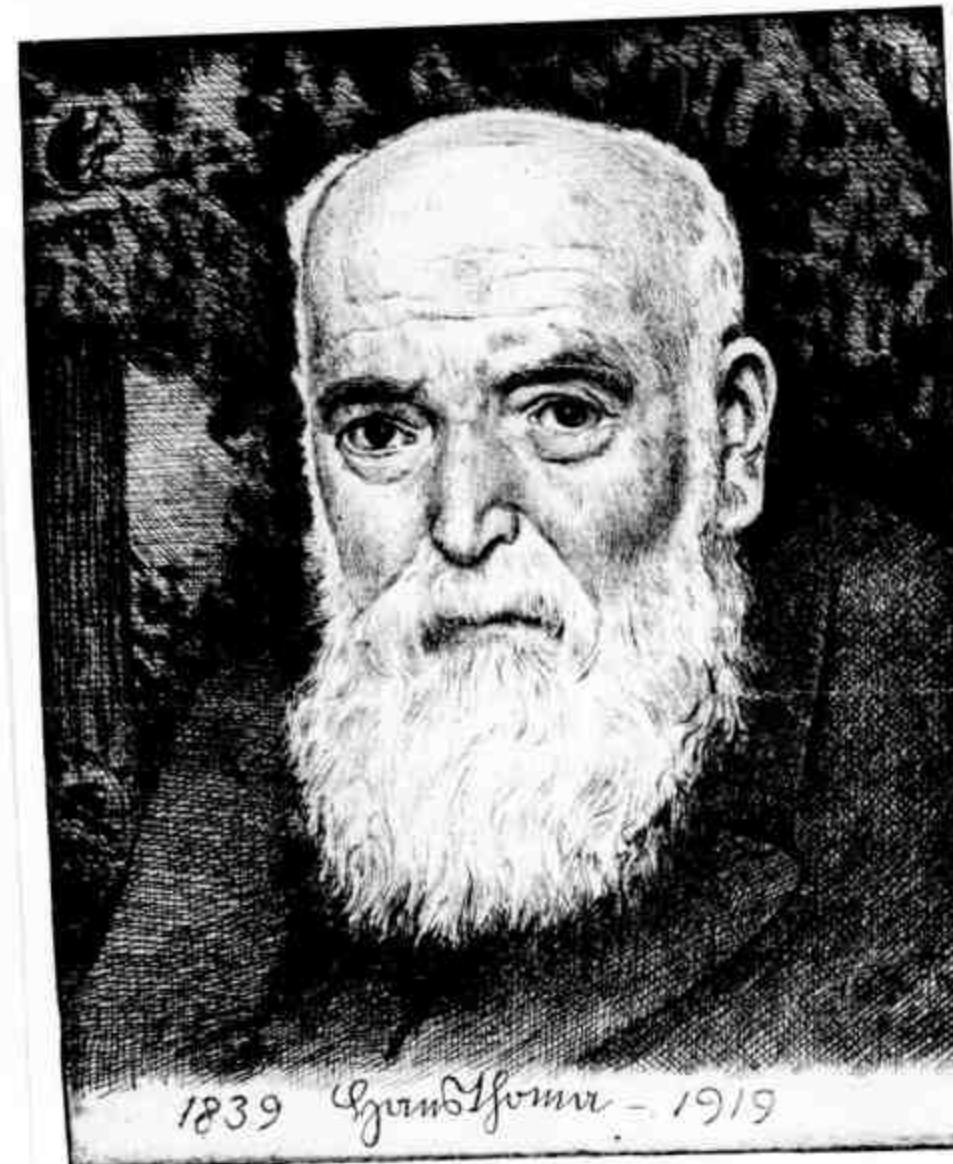
1. *Selbstbildnis mit Eichhörnchen* Plattengröße 20 × 15,5 cm
2. *Bernau* Plattengröße 19,5 × 25 cm
3. *Schnitter Tod* Plattengröße 18 × 16,5 cm
4. *Das Glück* Plattengröße 24,6 × 19,5 cm
5. *Parzival* Plattengröße 25 × 29,5 cm

Format der Mappe 57 × 46 cm

F. BRUCKMANN A.-G. / MÜNCHEN

Fünf Thoma-Radierungen, zeitlich und inhaltlich eine Einheit, sind eine Darbietung, die auch dem wählerischsten Sammler guter Graphik Anreiz und Lockung sein muß. Es ist mehr als nur graphische Qualität, was diese Folge von fünf, innerhalb des Zeitraumes von nicht ganz einem Jahr entstandenen Platten zu einem graphischen Ereignis macht: es ist die reiche und doch geschlossene Künstlerpersönlichkeit Thomas, die in wundersamer Vielseitigkeit in diesen Blättern fast völlig zum Ausdruck kommt. Es ist, bei aller Schlichtheit des Vortrags, vor allem die unvergleichliche Beseeltheit der Radieradel, die uns für Thomas Graphik einnimmt. Sie äußert sich ebenso in dem ergreifenden, auf traurlichen Heimathintergrund gestellten „Selbstbildnis“ des Achtzigers, wie in dem fast wehmütig heimatseligen „Bernau“, dem Geburtsort des Meisters. Die seelische Innigkeit und die menschliche Nähe spricht sowohl aus dem ergreifenden „Schnitter Tod“, wie aus derträumerisch hingeschriebenen Phantasie vom entfliehenden „Glück“ oder von der „tumben“ Sehnsucht ins Weite des reinen Toren „Parzival“, kurz, lauter urdeutsche Schöpfungen, die Naturnähe und Weltferne in eine kostliche Harmonie von Innigkeit und Können zur Größe zusammenschmelzen.

Dr. J. A. Beringer



HANS THOMA

SELBSTBILDNIS

Plattengröße 20 x 15,5 cm

SUBSKRIPTIONSBEDINGUNGEN

Die Mappe erscheint in 100 numerierten Exemplaren:

AUSGABE A: 25 nummerierte Exemplare auf kaiserlich Handjapan,
in Halbpergamentmappe Mark 1200.—, ohne die 15%ige Luxussteuer

AUSGABE B: 75 nummerierte Exemplare auf holländisch Bütten,
in Halbleinenmappe . . . Mark 800.—, ohne die 15%ige Luxussteuer

Die einzelnen Drucke der Mappe sind vom Meister signiert
Die Zuteilung der Nummern geschieht in der Reihenfolge der einlaufenden Bestellungen

Die obigen Subskriptions-Preise gelten bis 15. September 1920

B E S T E L L S C H E I N

Der Unterzeichnete bestellt aus dem Verlage von F. Bruckmann A.-G. in München

Hans Thoma / Fünf Radierungen in Mappe

..... AUSGABE A: 25 nummerierte Exemplare auf kaiserl. Handjapan,
in Halbpergamentmappe / Preis ohne Luxussteuer . . . Mark 1200.—

..... AUSGABE B: 75 nummerierte Exemplare auf holländisch Bütten,
in Halbleinenmappe / Preis ohne Luxussteuer Mark 800.—

Die einzelnen Drucke der Mappe sind vom Meister signiert / Nichtgewünsch-
tes wollen Sie gefälligst durchstreichen / Betrag ist nachzunehmen — folgt durch Postanweisung

Adressen:

Name:

Sicherungsverfilmung

Landesarchiv Berlin

Preußische Akademie der Künste

Band:

I /

448

- - - Ende - - -